Michel Quint

SCHLECHTES GEWISSEN

Krimi



amazon crossing

Michel Quint

Schlechtes Gewissen

amazon crossing

Das Buch

In diesem Kriminalroman begegnen sich ein netter Autohändler, ein ehemaliger Fußballspieler und ein Bier liebender Kommissar. Im Zentrum steht ein kleiner solider Heroinhandel. Als die Erde in Aix-en-Provence bebt und die beschauliche Stadt ins Chaos katapultiert, bröckeln die schönen Fassaden, und das Gewissen aller Beteiligten wird unbequem … Eine Verfolgungsjagd beginnt, deren rasantes Tempo manche Geheimnisse an die Oberfläche wirbelt.

Der Autor

Der aus Nordfrankreich stammende Autor Michel Quint unterrichtete zunächst Klassische Philologie. Er wurde 1980 bekannt, als er für »Billard à l'étage« (»Billard im ersten Stock«) den *Grand Prix de Littérature Policière* erhielt. Ein noch größeres Publikum erreichte er schließlich mit dem Buch »Effroyables Jardins« (»Die schrecklichen Gärten«), das 2003 von Jean Becker verfilmt wurde.

MICHEL QUINT

SCHLECHTES GEWISSEN

KRIMI

Aus dem Französischen von Daniela Janz

amazon crossing

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel »Mauvaise conscience«
im Selbstverlag.

Deutsche Erstveröffentlichung bei
AmazonCrossing, Amazon Media E.U. Sàrl
5 Rue Plaetis, L-2338, Luxembourg
November 2015
Copyright © der Originalausgabe 1984, 2014
By Michel Quint
All rights reserved.
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015
By Daniela Janz

Umschlaggestaltung: semper smile, München, www.sempersmile.de
Umschlagmotiv: ©Matt Gibson/Shutterstock; ©telesniuk/Shuttestock;
Lektorat: Rotkel Textwerkstatt
Satz: Rotkel Textwerkstatt

ISBN: 978-1-50395-229-4

www.amazon.com/crossing

INHALTSVERZEICHNIS

ANFANG
WIDMUNG
KAPITEL 1
KAPITEL 2
KAPITEL 3
KAPITEL 4
KAPITEL 5
KAPITEL 6
KAPITEL 7
KAPITEL 8
KAPITEL 9
KAPITEL 10
KAPITEL 11
KAPITEL 12
KAPITEL 13
KAPITEL 14
KAPITEL 15
KAPITEL 16
KAPITEL 17
KAPITEL 18
KAPITEL 19
KAPITEL 20
KAPITEL 21
KAPITEL 22
KAPITEL 23
KAPITEL 24
KAPITEL 25
KAPITEL 26

KAPITEL 27
KAPITEL 28

Ich kann nicht leugnen, dass in diesen furchtbaren Zeiten viel Schlimmes passiert ist, denn die Habgier war bei einigen so stark, dass sie jedes Risiko auf sich genommen hätten, um zu plündern.

Daniel Defoe (»Die Pest zu London«)

Für Patrick Mosconi

KAPITEL 1

Samstag, der 16. August, 8.03 Uhr – Aix-en-Provence

Der Heißluftballon saugte P.-J. an. Während er sah, wie der Ballon sich im blauen Himmel um sich selbst drehte, spürte er, wie seine Füße vom Boden abhoben. Die Erde kippte und beschleunigte ihre Rotation, bis ihm schwindelig wurde.

Das geschah am Samstag, dem 16. August. Früh am Morgen, ziemlich genau gegen acht Uhr. In Aix-en-Provence erlebte Paul-Jacques Sinibaldi auf den niedrigen Hügeln, die das Gymnasium Paul Cézanne überragten, sein übliches morgendliches Abenteuer aufgrund starker Erschöpfung oder übertriebener Trunksucht. Dieser Traum mit dem Heißluftballon, der ihn in den Himmel zog, dann mit der Erdkugel den Platz tauschte, als ob das Universum ihn über Bord geworfen hätte, erzeugte bei ihm gewohnheitsmäßig ein mit Übelkeit verbundenes Erwachen. Dieses Mal öffnete sich unter P.-J. noch zusätzlich ein Abgrund. Ein gähnender Abgrund.

So, dass er fiel.

Der durch seinen Fall hervorgerufene Ruck riss ihn aus dem Schlaf, ebenso wie der dadurch entstandene Lärm. Aber obwohl ihm sofort klar war, dass er sich in seinem Zimmer, in seiner Wohnung, auf den Höhen von Aix befand, dauerte der Albtraum weiter an.

Die Traumwirklichkeit ging gerade mit großem Getöse in das alltägliche Leben über und zerbarst. Nur das Echo eines klanglosen Gemurmels störte noch die ungewöhnliche Stille. Allerdings bestätigte das Durcheinander der Möbel im Zimmer den außergewöhnlichen Vorfall. P.-J. verdankte diese Begrüßung nur dem unfreiwilligen Fall zwischen sein Bett

und den gewaltigen Schrank, von dem er das Bronzeschloss jetzt wenige Zentimeter vor seinen Augen wahrnahm. Er brauchte nicht lange, um sich aus den Laken zu befreien, die ihn fesselten. Außer dem beängstigenden Flimmern der hochsommerlichen Atmosphäre bemerkte P.-J. jetzt Vibrationen, die aus ihm selbst zu kommen schienen, so wie sie auf einem leeren Bahnsteig auftraten, nachdem der Zug abgefahren war.

Hinter den glaslosen Fenstern stiegen große Staubwolken auf, und dennoch bewegten sich weder die Blätter noch die langen grünen Schoten der Trompetenbäume im Garten des Wohnhauses, die ihnen das Aussehen von mit Tressen behängten afrikanischen Marschällen verliehen.

P.-J. richtete sich wieder auf. Und wenn das Fräulein, das in der Herrlichkeit des Appartements C4 von verschiedensten verstohlen blickenden Herren in gestreiften Anzügen unterhalten wurde, ihre Sommersprossen auf den Balkon hätte bewegen können, hätte sie die nackten, gebräunten und muskulösen ein Meter zweiundachtzig des P.-J. betrachten können, dessen Gesicht mit dem vollen braunen Schnurrbart den Tag anstrahlte. Sie wäre auch über die vor panischer Fassungslosigkeit weit aufgerissenen Augen erstaunt gewesen.

Aber die schöne Rothaarige würde diesen Wunsch nie mehr verspüren, für wen auch immer. Der Block aus Stahlbeton, der ihre Brust zertrümmert hatte, zerklüftete ihren runden Busen und zerquetschte dieses so einladende Herz. Blut war wie roter Lack auf den eleganten Anzug neben dem Bett gespritzt, als hätte die Dame Nagellack über die Kleidung ihres Kompagnons verschüttet. Das für diese allumfassende Verschwendung verantwortliche Erdbeben der Stärke 8 auf der Richterskala hatte im ganzen Umland von Aix, dem Luberon und der Haute-Provence Weltuntergangspanik ausgelöst.

Er ließ seinen verdatterten, immer noch ungläubigen Blick über den Wohnblock wandern, in dem sich sein Appartement befand. Die sanften Hügel glichen einem Kuchen, der nach dem Picknick in der Sonne stehen geblieben war. Während er schmolz, waren die Gebäude in seinen Spalten aus Marzipan, Pistazien und Schokolade gekentert; geradeso wie aufgeweichte, klebrige, vergessene Früchte. Die umgepflügte Landschaft sah er zunächst nicht. Bemerkte weder die entwurzelten Pinien und eingesunkenen Maulbeerbäume noch die Zedern im Todeskampf. Ein Dunst aus Schwebepartikeln, aus braunem und weißem Staub, verschleierte die Parkplätze, die zerschmetterten, auf der Seite liegenden Autos und die eingestürzten, eingerissenen, zerhackten, tödlich verletzten Gebäude. Nur

vage Formen tauchten im Morgenlicht aus dem Nebel auf, in den sich allmählich Geschrei, Wehklagen und in der Ferne vereinzelt Sirenengeheul mischten.

P.-J. kam wieder zu Bewusstsein. Er riss sich von dem Spektakel los, das er wie ein Gemälde betrachtet hatte, als er in seinem eigenen Gebäude – dem Gebäude A – Stöhnen vernahm. In der großen Eile schürfte er sich den Fuß an einer scharfen Betonkante auf. Dort drüben im Osten schien die Sonne wie ein großer gefangener Ballon an seiner Schnur zu ziehen, um dem Albtraum zu entfliehen.

* * *

Einst spielte Ettore Muginello im Mittelfeld. Und er spielte gut, der Kerl! Zweimal wurde er für das französische Nationalteam aufgestellt. Er holte zweimal mit seinem Klub den französischen Titel *Champion de France* und gewann im Finale des *Coupe de France*. Das Einzige, was er nie gekannt hatte, war ein warmes Nest an der Côte d'Azur. Das Stadion war zwei Schritte von der Dreizimmerwohnung entfernt, in der sich die vier kleinen Muginellos tummelten. Er hatte seine Sternstunde, als er im Finale des Pokals den Siegtreffer erzielte.

In den langen Monaten der spielfreien Zeit hatte er weder einen einzigen Pastis noch ein Glas Champagner bezahlen müssen. Die besten Tische der Restaurants waren sein: die, an denen er bestens gesehen werden konnte. Und wenn er so tat, als wolle er eine Rechnung bezahlen, wurde man ärgerlich. Man bot ihm an, Teilhaber eines großen Sportartikelgeschäfts zu werden. Er lehnte ab. Ettore wollte den Ruhestand noch nicht in Betracht ziehen, er würde immer der Beste sein und das Geld würde ihm immer zufließen. Übrigens einfach so. Und er schnippte lässig mit den Fingern.

Umso mehr kostete ihn sein einziges Vergnügen – die Frauen. Die harte Kehrseite der Medaille: Je mehr die Wahnsinnigen sich seinen Zärtlichkeiten hingaben, umso mehr musste er sich großzügig zeigen, zierlichen Schnickschnack aus vergoldetem Silber oder Bleikristall verschenken. Seine Prämien sowie sein Gehalt rannen dahin.

Er spürte an dem Tag seine naturgegebene Verführungskraft brüchig werden, an dem die Frau des Vereinsarztes – eine extrem elegante Brünette, ein wenig maskulin mit kurzem Haar, die er schnell im Stehen von hinten

gegen die Tafel im Besprechungsraum genommen hatte – es ablehnte, ihm fünfhundert Francs auf einen Dreifachsieg beim Trabrennen in Cagnes vorzustrecken. Jedes Mal, wenn Ettore sich an diesen Morgen erinnerte, an dem er vorteilhaft unbekleidet auf dem Ehebett der Dame lag, hörte er sie vom Badezimmer aus mit ihrer äußerst vornehmen Stimme sagen: »Scheiße, Ettore, wenn du willst, dass eine Frau dir Knete ranschafft, lass sie von anderen bumsen, anstatt sie selbst zu bumsen!«

Als ein Schuh mit Mörderstollen ihm sein bereits schwaches Schienbein glatt durchbrach und ihm mit gestrecktem Bein die Kniescheibe zertrat, erinnerte er sich an die Worte der außerehelich genommenen Frau des Doktors und setzte den Leitspruch in die Tat um.

Einst spielte Ettore im Mittelfeld. Jetzt hatte er sich auf das ganz einfache Milieu verlegt.

Der Körperbau eines römischen Senators im Zusammenspiel mit etwas Prügel und einigen erzwungenen Tagen in der Isolation einer kleinen Hütte hatten ausgereicht, um treue Anhängerinnen in willige Empfängerinnen zu verwandeln. Tatsächlich übergaben ihm zwölf junge Frauen – er betrachtete diese Zahl aus dem Fußball liebevoll als magisch – die Dividenden auf das Geld, das die geneigten Herren ihnen spontan zusteckten.

Manch böse Zungen hätten so weit gehen können zu behaupten, dass gelegentlich Drogen im Spiel waren, als Gefallen für einen Freund, um dessen Stoff aus der heimlichen Produktion abzusetzen, manchmal sogar ein kleines verpflichtendes Darlehen, ausgezahlt in nagelneuen Scheinen, die ihm Anteile an dessen Unternehmen verschafften. Seine Mitarbeiterinnen himmelten ihn an. Aber er investierte auch, stattete sein Team immer luxuriöser aus. Mit dem Ziel einer höheren Rentabilität. Sein Geschäft besaß sogar eine ehrbare Fassade, die alles rechtfertigte: die Besuche der jungen Mädchen jede Woche und die Reisen, die Geldbewegungen: ETTORE MUGINELLO. INVESTMENTBERATER.

Ettores Geschäft lief blendend; seine Mädchen spielten immer in der obersten Liga mit, sodass er sich die Dienste der zwölften Kleinen exklusiv reservierte: Martine. Ein Star, ein Transfer, den er aus Martigues rübergeholt hatte. Und Martine hatte ihn Aufregung gekostet: Jo, ihr vorheriger Chef, hatte sie nur widerwillig gehen lassen. Ettore hatte dieses Schmuckstück in seinem Appartement am Cours Mirabeau über einem großen Juweliergeschäft untergebracht, dessen Besitzer er jeden Tag herzlich grüßte. Höflich, wie er war, bat dieser Ettore immer liebenswürdig, der Dame seine

Ehrerbietung auszurichten. Er erinnerte sich vermutlich an den Nachmittag, an dem Ettore die Einnahmen der Woche in seine Werkstatt investiert hatte, um Martine ein Willkommensgeschenk zu überreichen. Ein Nichts, ein Elend: ein Solitär auf einem Ring aus Graugold. Vielleicht erinnerte er sich sogar noch besser an den Busen von Martine.

Ettore dachte an diesem Morgen noch daran, während er den Fuß auf den kleinen Perserteppich setzte, der seitlich vor dem Bett auf dem Parkett lag. Martine, die kaum bedeckt unter einem fein gestreiften blauen Laken lag, schnarchte. Am Abend zuvor hatten sie einige Freunde zu Besuch gehabt, und Martine war gegen drei Uhr eingeschlafen. Ettore hatte sie selbst auf dem Bett entkleidet. Bei ihm wirkte der Alkohol im Bereich des Darms. Er begab sich also zu seiner Rokokotoilette. Im Übrigen war das ganze Appartement in Rokoko gehalten: gedrechselte Säulen, goldene Bronzestatuen und pastellfarbene Polychromie.

Jeden Montag um Punkt zwölf empfing er als Arbeitgeber seine Angestellten, die ihm ihre Einnahmen vorlegten und ihre Beschwerden vortrugen, zwar selten, aber es kam vor. Er saß dann an seinem florentinischen Schreibtisch mit Intarsienarbeiten und rechnete genau ab, schrieb die Summen in einem ihm eigenen Code in ein winziges Heft, das er ständig bei sich trug, und übergab den Fräuleins ihren Anteil. Schließlich war er bereit, sich Vorschläge und Beobachtungen anzuhören. Tatsächlich hatte es eine Einzige, eine Blonde mit sehr wettbewerbsfähiger Produktivität, gewagt, sich über einen etwas gewalttätigen Kunden zu beschweren, der sie herzhaft in den Hintern gebissen hatte. Ein wahrhaftiger Hai! Statt einer Antwort hatte Ettore sie geohrfeigt.

An diesem darauffolgenden elendigen Tag – Ettore schwitzte, so sehr es nur möglich war – war er davon überzeugt, dass dieses Scheißgewitterwetter ihm eine Kackruhr beschert hatte und dass er dabei war, auf kleiner Flamme zu krepieren, während er sich entleerte. Ihm war übel, und auf der Tür des Verschlags erzitterten die von einem anonymen deutschen Künstler des 18. Jahrhunderts gemalten Putten, so weit öffnete sich sein Darm mit einem Donnern!

Kaum auf den Beinen und abgewischt, spürte er die Wahrheit in sich explodieren: »Erdbeben! Martiiine …«

Und behindert von der Pyjamahose, die er nicht hochgezogen hatte, stürzte er schwer gegen die italienische Kommode in der Diele. Und so fand Martine ihn, die so wie alle Schönheiten, die aus dem Schlaf gerissen werden,

nackt war: heulend und inmitten von Staub und den von der oberen Schublade ausgespienen Havannas.

KAPITEL 2

Samstag, der 16. August, 8.10 Uhr – Aix-en-Provence

P.-J. hatte sich in aller Eile angezogen, ohne seine Kleidung groß auszuwählen. Er war von der Anstrengung angespannt, in seinem Kopf das Bild der Umgebung wiederherzustellen, die jetzt nicht mehr existierte.

Die Verletzung seines Fußes war keinesfalls schwerwiegend. Sie blutete nicht einmal mehr.

Komischerweise schien er das ihn umgebende Chaos bereits akzeptiert zu haben. Ohne sich die Umstände zu machen, sich zu rasieren, schlüpfte er in Jeans, Poloshirt und eine leichte Jacke und zog sich Turnschuhe an. Ihm war durchaus der Gedanke gekommen, seinen elektrischen Rasierer zu benutzen, aber die Unangebrachtheit dieser Sorgfalt war ihm gleichzeitig mit der praktischen Unmöglichkeit klar geworden.

In dem Augenblick, in dem er durch die Tür ins Badezimmer trat, erhob sich draußen auf derselben Etage Wehgeschrei, das ihm das ganze Bild der Katastrophe wieder deutlich machte. Außerdem weigerten sich die Neonlampen über dem Waschbecken anzugehen. P.-J. wusste, dass das Erdbeben schwer gewesen war, dass es viele und irreparable Schäden gegeben haben musste. Allerdings beruhigte ihn seine eigene Unversehrtheit unbewusst, und so konnte er nicht begreifen, dass Aix in Ruinen lag. Während er alles Geld, das er in den verschiedenen Schubladen und Verstecken im Appartement finden konnte, zusammenkratzte, wagte er es, sich die Stadt so vorzustellen, wie sie aussehen könnte, nämlich rauchend, trostlos wie Berlin, als es am Ende des letzten Krieges von den Jeeps der US-Armee besichtigt wurde.

Bevor P.-J. das Appartement verließ, machte er eine Runde durch die mit Schutt und umgefallenen Möbeln verstopften Zimmer und trug einige Papiere zusammen. Die Küche existierte nicht mehr. Auf alle Fälle nahm er das an, denn es war ihm weder möglich, sie zu betreten, noch den großen Betonblock fortzuschieben, der den Weg hinein versperrte. Im Stock darüber, im Wohnzimmer, stand eine kleine Sitzgruppe, die er nicht kannte – die der pensionierten Grundschullehrer, der Lavergnes –, und sein Teppich wurde vollgekotzt durch das gähnende Loch, das bereits kleinere Gegenstände hatte durchfallen lassen.

Die anderen Zimmer waren in kaum besserem Zustand. Die Zwischenwände hatten gut standgehalten: Die Gipskartonplatten waren fast ohne Spalten oder Risse einfach zusammengedrückt. Im Gegensatz dazu durchzogen große, fahle Furchen den Beton von Fußböden und Mauern, in denen P.-J. hier und dort lose Elektrokabel entdeckte, die ihn flüchtig beunruhigten. Hoffentlich hatten die Gasleitungen des Hauses durchgehalten. Hatte der Hausmeister vielleicht das Gas abstellen können? P.-J. wagte nicht, die Kinderzimmer zu betreten. Im Zimmer seines Sohnes Paul ähnelte der Fußboden einer Kieselsteinansammlung auf einem Spinnennetz aus Alteisen, das jederzeit brechen konnte. Das der kleinen Nathalie sah aus wie ein Milchkarton, der von einem Einkaufswagen gefallen war. Zerquetscht, nur noch zum Wegwerfen gut.

Gott sei Dank war P.-J. wie meistens allein im Appartement. Die Kinder und Valérie, seine Frau, lebten bis auf wenige Anlässe das ganze Jahr in Pierrevert. Das Dasein war dort unvergleichlich ruhiger und angenehmer. Und Valérie hielt an dieser Unabhängigkeit fest. In ihrem richtigen Haus: einer sehr schönen provenzalischen Villa mit Swimmingpool, die am Ende eines Weges mit blassen, gelblichen Steinen mitten in den Weinbergen versteckt lag. P.-J. begab sich jedes Wochenende zu seiner Familie. Er sollte noch am selben Tag für vierzehn Tage zum Ausspannen dorthin fahren. Er dachte darüber nach, die ungefähr sechzig Kilometer bis nach Manosque schnell hinter sich zu bringen. Pierrevert lag nur einen Katzensprung davon entfernt. Bestimmt konnte man dort häufig Giono über die Hänge mit der roten Erde wandeln sehen.

Als P.-J. die Schubladen der Wäschetruhe öffnete, in denen üblicherweise das Bargeld lag, schienen ihm das Wohnzimmer, das Appartement, das ganze Gebäude zu erzittern wie ein Blatt im Herbst.

Scheiße, raus hier! Mit den Ausweispapieren, Scheckheften, nutzlosen

Kreditkarten und einigen Scheinen in der Tasche wandte sich P.-J. wieder der Eingangstür zu, rüttelte an ihr, schlug gegen sie, beschimpfte sie. Das Einzige, was er erreichte, war, dass die schmiedeeiserne Türklinke herausriss. Der Türflügel – bemerkte P.-J. schließlich – war so im Rahmen verkeilt, dass er dem Holz die unabänderliche Festigkeit einer Granitplatte gab.

Es kam überhaupt nicht infrage, vom Balkon zu springen. Dritter Stock, das ist ziemlich hoch. Ausbrecher spielen und ein Seil aus Bettlaken zusammenknoten? Die Laken müssten stabil genug sein, um P.-J. zu tragen.

Aber würde die angeschlagene Brüstung die Laken halten?

P.-J.s Blick traf auf den Farbfernseher der Lavergnes in der oberen Etage, der im Gleichgewicht am Rande des Lochs stand. Vielleicht musste man zuerst hochklettern, um dann herunterzukommen? Das tat er dann auch, indem er eine unsichere Konstruktion aus Stühlen und Sesseln baute. Sein Klimmzug brachte den Fernseher seiner Nachbarn zum Kippen, der schließlich implodierte. Der Lärm verlor sich im Grollen, in einzelnen Schreien, im Stöhnen der Überlebenden und der Gebäude; ein aufgeregtes Brausen, das anschwoll wie Gewitterhitze. Die Wohnung der Lavergnes bot das gleiche Bild der Trostlosigkeit. Der alte Herr, der ausgestreckt quer in der Balkontür lag, versuchte, sich ins Innere des Zimmers zu ziehen. Das heil gebliebene und leichenblasse Gesicht des Pensionärs schimmerte von Tränen, die sein offener Mund zu trinken schien. Der Rest seines Körpers war blutverschmiert. P.-J. verspürte wieder den bekannten Schwindel, als er feststellte, dass Lavergne der rechte Fuß fehlte, weil er durch den Fall des oberen Balkons abgerissen worden war. Lavergne würde innerhalb kürzester Zeit verbluten. Als er P.-J. sah, stellte er alle Anstrengungen ein und starb binnen weniger Augenblicke, ohne zu sprechen, mit dem Kopf auf P.-J.s Unterarm, der ihm die Augen schloss. Zwei kristallklare Tränen blieben an den Wimpern hängen und glitten dann in seine weißen Haare.

Der Balkon auf der anderen Seite des Fensters existierte nicht mehr. Derjenige der fünften und letzten Etage hatte die der vierten und der ersten mitgenommen, die sich alle an derselben Außenseite befanden. Die beiden Alten mussten in der Sonne gefrühstückt haben. Monsieur Lavergne, der aufrecht auf der Schwelle des Wohnzimmers saß, war nicht nach draußen gestürzt, wohingegen der Aufprall seine Frau mit voller Wucht getroffen hatte. Weiter unten konnte P.-J. nur die vage Form ihres dunkelvioletten Morgenrocks ausmachen. Ohne Zeit zu verlieren, ging er zur offenen Eingangstür. Das Erdbeben hatte sie heftig aus ihren Angeln geschlagen.

Auf dem Treppenabsatz erschien die Szenerie weniger bedrohlich als im Inneren der Appartements. Vielleicht lag das an der unpersönlichen Ausstrahlung.

P.-J. versuchte nicht, woanders nachzuschauen. Sein einziges Ziel: nach Pierrevert zu fahren und Valérie und die Kinder zu treffen. Dafür musste er das Gebäude verlassen und zu seinem Auto kommen, einer Alpine A 310, die vor dem kurzen Gang geparkt war, der die Gebäude A und B verband.

Bei der Frage, ob er den Aufzug oder die Treppe nehmen sollte, zögerte er nicht einen Moment: Mit einem Blick durch die Tür, die einen Spaltbreit offen stand, konnte er erkennen, dass sich die Kabine am Boden des Aufzugschachts befand, und zwar blockiert. Einige auseinandergezogene, zerrissene, verdrehte Kabel krönten sie mit geschwärzten Dornen.

Blieb die Treppe, die nicht gerade breit war: Besitzer und Mieter benutzten immer den Aufzug. P.-J. war wohl gezwungen, dem finsteren Verbindungsweg zu vertrauen, in dem unzählige Stufen rund um eine Betonsäule hinunterführten. Auch hier hatte die Struktur der sehr leichten, quasi beweglichen Konstruktion ermöglicht, dass die Bestandteile arbeiteten, ohne zu zerbrechen. Manche Stufen waren versetzt, andere hingen ein bisschen, aber das Rückgrat hielt gerade noch durch, wie bei einer starken Skoliose.

P.-J. ging vorsichtig bis zum Erdgeschoss hinunter. Sonderbare Geräusche bevölkerten nun das Gebäude. Schreie, Pfiffe und Knirschen waren aus der hellhörigen Umgebung ebenfalls gedämpft zu vernehmen. Die niedrigen Hügel warfen das bebende Echo durch die gähnenden Wunden des Wohnhauses zurück. P.-J., der im Dämmerlicht vor Schweiß glänzte, hielt sich zwar bereits für unempfindlich, aber manches Knistern, gefolgt von unverständlichen, obwohl nahen Rufen, ließ ihn das Metallgeländer umklammern, während vor seinen Augen noch einmal das von Tränen gesalbte Gesicht des alten Lavergne vorbeizog.

Er verließ die Treppe trotzdem nicht, bevor er das Erdgeschoss erreicht hatte. Einmal unten angekommen konnte er besser atmen und beging auf der Schwelle zur Eingangshalle feierlich eine Pause, bevor er sich mit der Szenerie und der Panik draußen konfrontierte, von der er wohl wusste, dass er sie überall antreffen würde.

Auf den gesprungenen und scharfkantigen Marmorfliesen hatte der große dekorative Ficus, der vom Gärtner des Wohnkomplexes liebevoll gepflegt worden war, seine Komposterde verstreut, die sich in Schlamm

verwandelt und den Boden klebrig hatte werden lassen. Eine Abwasserleitung links vom Aufzugschacht leckte. Das Wasser überschwemmte gleichmäßig die Eingangshalle und rann dann nach draußen.

Seltsamerweise wagte P.-J. es nicht sofort, das Gebäude zu verlassen, ohne dass er diese lächerliche Angst genau in Worte fassen konnte: Er ekelte sich davor, sich die Schuhe nass zu machen. Sie wurden dennoch nass.

P.-J. folgte mit dem Blick einem Blatt des Ficus, das herumwirbelte und bereit war, sich von dem Strom mitreißen zu lassen. Der nahm es mit über Riffe aus Glas, Beton, Tonscherben und Holz, die den Eingang versperrten. Er war über die Farbe des Wassers erstaunt. Ein roter Faden verzierte das blasse Braun.

In dem Moment, in dem sein Gehirn den Gedanken formte, dass es Blut sein könnte und dass jemand also zumindest verletzt darin lag, versteckt hinter dem vorstehenden Aufzug, drang Geheul zu ihm durch.

Oder eher Wutgeheul. Das Blut und der Schrei kamen aus derselben Richtung: dem Eingang von Berthets Praxis. Der Zahnarzt hatte die beiden Appartements im Erdgeschoss gekauft und zusammengelegt, um dort sowohl eine Wohnung als auch seine professionellen Folterinstrumente unterzubringen. P.-J. dachte nicht mehr an seine makellosen Turnschuhe und wagte sich ins Wasser.

Berthet befand sich an der Tür zu seiner Praxis, auf der Schwelle. Im Großen und Ganzen hatte er nicht unter dem Erdbeben leiden müssen. Stattdessen hatte ihn die Kugel, die ihm ein nettes kleines Loch zwischen die Augen gebohrt hatte, auf der Stelle getötet. P.-J. meisterte einen Schwindelanfall und durchquerte den Warteraum. Die Laute wurden von Lydie Berthet ausgestoßen, die im niedrig gestellten Behandlungsstuhl saß. Ein junger Kerl in schwarzer, bis zu den Knöcheln umgeschlagener Kunstlederhose, bemühte sich, sie zu vergewaltigen.

KAPITEL 3

Samstag, der 16. August, 8.03 Uhr – Aix-en-Provence

Die alten Platanen am Cours Mirabeau schliefen noch, so wie auch der Rest der Stadt. Nur die Springbrunnen führten leise ihre andauernde Unterhaltung des Vorabends fort. Oft antworteten ihnen die Vögel.

Als Rita und Pierrot aus dem Durchgang herauskamen, der zum Gerichtsgebäude führte, flogen zwei Spatzen aus dem Schatten des engen Gangs, um sich auf den feuchten Brunnenrand zu setzen. Auch Rita war nach einer durchtanzten und durchrauchten Nacht in einer Disco im alten Aix durstig. Sie überquerte den Weg und schöpfte mit der hohlen Hand Wasser aus dem kreisrunden Becken, während Pierrot ihr vom gegenüberliegenden Bürgersteig zuschaute. Er war sauer, denn Rita hatte sich schamlos anmachen lassen. Perfekt! Es gab kein anderes Wort dafür. Von Fernsehtechnikern auf Spritztour, die in Aix einen Film über das Festival drehten. Sie feierten ihre Rückkehr nach Paris zu Antenne 2 und in der Brasserie Bobonne. Schluss mit dem Theater! Rita hatte sie verführerischer gefunden als einen Großbildfernseher mit Fernbedienung; sie hatte sich abwechselnd von dem Kameramann und dem Regisseur auf den Bänken und der Tanzfläche begrapschen lassen. Allein, um sich über Pierrot lustig zu machen!

Sie waren zweiundzwanzig Jahre alt, vier Jahre an der Universität. Viermal ein Jahr, vielmehr: Sie hatten niemals den Mut gehabt, sich zur Prüfung in moderner Philologie anzumelden, oder in Psychologie, oder in … Rita, eine zierliche kleine Blondine mit langem Haar, Stupsnase und jadegrünen Augen beugte sich über das Wasser. Pierrot war braun und trug einen kräftigen, seitlich abfallenden Schnurrbart zur Schau, als zwingende

Ergänzung zu seinen Autorität einflößenden ein Meter neunzig.

Die hohen Mauern des Durchgangs knarrten wie Segel im Wind unter den Schreien von Max, Serge, Dédé und Simon, die in aller Herrgottsfrühe Fußball spielten. Max war zu spät nach einem strammen Schuss von Simon gehechtet, und so war ihm die leere Carlsberg-Dose unter dem Bauch hindurchgerutscht und in den Gully gefallen.

Alle vier waren so alt wie Rita und Pierrot, wohnten in demselben dreistöckigen Betonboot, das am Rande der Autobahn verankert war, beflaggt mit Windeln und karierten Tüchern. Sie bewunderten Rita und Pierrot wie Götter mit Abitur, sie, die bis zum C.A.P. für Schweißer, dem Berufsbefähigungszeugnis, aufgestiegen waren. Dédé und Simon waren arbeitslos, gebührend unterstützt von Serge und Max, die in einem kleinen Unternehmen in einem Vorort von Aix Eisentore herstellten und Tanks verschweißten. Zusätzlich verdienten sie etwas schwarz.

Die Sommernächte verblassten bei ihren Touren zu sechst. Sie waren immer zusammen. Weder Max noch ein anderer wäre auf die Idee gekommen, sich mit einem Mädchen abzusondern. Sie nahm entweder die gesamte Gruppe an oder konnte sie mal gern haben.

Als die Bierdose ihren siegreichen Schnörkel beschrieb, fielen Simon und Dédé sehr lateinamerikanisch auf die Knie und beteten zu den Göttinnen der Stadien, während Serge Max hochzog, der über seine aufgerissene Jeans maulte.

Kaum hatten sich alle erhoben, kaum waren die Jungen auf die Prachtstraße hinausgetreten, da stürzte der Durchgang hinter ihnen ein.

KAPITEL 4

Samstag, der 16. August, 8.25 Uhr – Aix-en-Provence

Er verließ sich auf seine natürliche Manneskraft. Infolgedessen hatte er die Luger auf das kleine gewellte Steingutbecken gelegt, in das die Patienten die Splitter ihrer kariösen Zähne und das mit Speichel vermischte Blut spucken.

Lydie Berthet sah nicht, wie P.-J. sich näherte und die Waffe nahm; sie hörte auch nicht, wie er mit ihm sprach.

In ihrer Wut nahm sie zunächst wahr, dass er sein erigiertes Geschlecht, gegen das sie sich wehrte, zurückzog. Und sofort zerfloss der spöttische Schimmer in den Augen des Jungen. Eine Blase rosa Speichels zeigte sich in seinem rechten Mundwinkel, wo ein Seitenhieb ihn traf.

Als der Verführer sich mit ausgebreiteten Armen unbeholfen erhob, entdeckte Lydie gleichzeitig P.-J., den Automechaniker aus der vierten Etage, und den beschissenen Slip, der sich um die Waden des Don Juan spannte. Ohne den Blick von der dreckigen Unterwäsche wenden zu können, die ihren Aggressor fesselte, begann sie wieder zu atmen. Die Detonation, die die Zahnzangen auf ihrem Tablett klirren ließ, überraschte sie.

Auch P.-J. entglitt die Situation. Er war von seinem eigenen Wagemut überrascht gewesen, als er die Pistole ergriffen und sie fest an die rechte Schläfe des Rowdys gesetzt hatte: »Steh vorsichtig auf, halt die Hände vom Körper weg und geh zurück. Wenn nicht, verletz ich dich noch damit!«

Der Typ befolgte wegen des Trittbretts, an dem einen Augenblick lang sein blassblauer, widerlicher Slip hängen blieb, etwas ungeschickt, was ihm befohlen wurde.

P.-J. hielt weiter den Pistolenlauf gegen die Schläfe des Kerls gedrückt

und begleitete ihn bis zu einer Vitrine, in der mehrere zahnärztliche Abgüsse überlebt hatten. Der Kleine drehte schnell die Augen, den Nacken, um die Pistole zu sehen. Seine Oberlippe war geschürzt und zitterte. Der Schuss ging los, als P.-J. sich sagte, dass der kleine Idiot wohl Angst hatte. Die Kugel durchschlug das Gehirn und zerstörte hinter ihm im Regal einem Kometen gleich einen erstaunlichen Backenzahn aus Gips.

Lydie lächelte halb, weil P.-J. die Waffe gehoben und wie Lucky Luke über sie hinweggeblasen hatte, während der Knirps zusammenbrach. Komische Leiche, mit nacktem Arsch inmitten eines von der Sonne beschienenen Fleckens.

P.-J. lächelte seinerseits instinktiv und kam Lydie beim Aufstehen zu Hilfe.

»Geht es?«

»Ja.«

»Wissen Sie, ich töte normalerweise keine Leute. Ich weiß nicht, warum ich das getan habe.«

Er wischte sich mit der Hand langsam über die Stirn, als wolle er die Lichtstreifen wegwischen, die die Jalousie hereinfallen ließ. Lydie wusch sich kurz sehr unzüchtig am Waschbecken in einer Ecke der Praxis. Sie war braun und sehr groß. Der zersprungene Spiegel warf das asymmetrische Bild ihrer meerblauen Augen und des harten Gesichts à la Joan Crawford zu P.-J. zurück.

»Der hier wird nicht unter den Überlebenden sein. Ich kenne ihn. Er ist der Sohn des Hausmeisters. Sie haben ihn mit dem Revolver seines Vaters getötet.«

»Ich weiß nicht«, wiederholte P.-J. einfach.

Er stand mit der Waffe in der Hand hinter Lydie, die sich umdrehte, nackt bis zum Saum ihres kurzen gelben Tops. Sie sah, wie er den Blick auf ihre üppige Schamgegend senkte: »Sie werden mich doch nicht Ihrerseits vergewaltigen?«

Dann brach sie in Schluchzen aus, wobei sie sich die Hände aus Angst vor der Antwort auf die Ohren drückte.

P.-J. machte einen Schritt auf sie zu und sie legte ihren Kopf auf seine Schulter. Während er dummerweise daran dachte, dass die Knarre ihn dabei störte, ihr den Rücken zu streicheln, hörte er ganz dicht an seinem Ohr ihre leisen, unterbrochenen Schreie, wie von einer verschreckten Spitzmaus.

»Es ist vorbei. Wir gehen hier weg. In Kürze wird hier alles entfesselt

sein. Die Verrückten werden aus den Irrenanstalten kommen. Die Leute werden ihre Rechnungen begleichen, und es wird noch schlimmer kommen: Jetzt ist alles erlaubt. Ich habe gerade ein Kind getötet, und es ist mir egal. Sie werden Ihren Mann nicht mehr lebend wiedersehen, und Sie sind noch nicht zu ihm gegangen, um mit den Fingern die verbliebene Wärme in seinen Wangen zu spüren. Die Grenze zwischen Leben und Tod verschwimmt: Wir sind Überlebende.«

Sie hatte sich gelöst und war wieder in ihre Hose aus gelbem Tuch geschlüpft, die sie unter Zwang hatte ausziehen müssen.

»Ich habe gesehen, wie er meinen Mann wortlos getötet hat. Er ist direkt in den Warteraum gegangen, als Gérard die Tür der Praxis geöffnet hat. Dann hat er geschossen, das war's. Vielleicht hat er auch Geld gesucht? Alles ist noch da …« Die Berthets hatten sich wahrscheinlich in dem Moment darauf vorbereitet zu fliehen. Lydie spielte gerade an dem Reißverschluss einer Handtasche, die mit Scheinen, Schecks und Papieren gefüllt war. P.-J. schob die Pistole auf seinem Rücken so unter seinen Gürtel, dass sie nicht zu sehen war, aber etwas störte.

»Ich auch«, sagte er, während er eine Klapptasche aus seiner Jacke zog. »Ich bin dabei wegzugehen. Los, kommen Sie!«

Er nahm ihre Hand. Allmählich trat ein hartes Licht in den orangefarbenen Tag. Um hinauszugehen, mussten sie über Gérard hinwegsteigen, dessen offene Augen sich mit winzigen Asteroiden aus weißem Staub bedeckten.

KAPITEL 5

Samstag, der 16. August, 8.10 Uhr – Aix-en-Provence

Sie standen verschreckt mitten auf der Straße und mit Augen wie Scheinwerfern sahen sie Häuser zwischen zwei anderen sanft in sich zusammensinken wie ein Gelähmter, dem ein grausames Kind die Krücken weggenommen hat. Durch eine Öffnung im auseinanderbrechenden Springbrunnen lief das Wasser mitsamt Girlanden aus grünen Algen hinaus, die es an Ritas Füßen zurückließ. Eine Platane ging in die Knie und entschlief mit einem tiefen Seufzer auf der Terrasse einer sehr bekannten Schänke: Les Deux Garçons. Zuerst erschütterte der Krach die Stadt, dann breitete sich fast gleichzeitig dichter Staub und Rauch in grauen und schwarzen Schwaden aus. Sie umwirbelten und übersprangen die Dämme aus Schutt, die stellenweise auf der Fahrbahn zusammenwuchsen.

Dort drüben am Ende zog das Kasino, bei dem all die hohen Fensterscheiben zerborsten waren, in den niedrigen gelblichen Flammen eine Grimasse. Dann erhoben sich über dem staubigen Nebel, der den Kadaver der Prachtstraße begrub, die wenigen stehen gebliebenen Gebäude wie wackelige Bergfriede rheinischer Burgruinen. Gleichzeitig, nach einer sanften Stille, begannen das Geschrei und die Rufe der Verletzten, die alte Rhapsodie der Katastrophen zu intonieren. Oben auf den riesigen Barrikaden aus Schutt, dort wo Wohngebäude gestorben waren, tauchten verstörte, blutende Geister auf.

»Scheiße«, sagte Pierre, »was ist das? Eine Atombombe?«

»Nein«, antwortete Dédé, »ein Erdbeben, das Ende der Welt! Die Zeugen Jehovas haben es neulich angekündigt!«

Und im Urreflex bekreuzigte er sich.

Serge und Rita schauten etwas entfernt einem kleinen Mädchen von ungefähr zehn Jahren dabei zu, wie es an etwas zog, und dessen Schluchzen man erahnte, ohne es zu hören. Es trug ein weißes, mit Blut beschmutztes Nachthemd, und als sie rechts und links neben ihm standen, sahen sie, dass es eine Hand mit rot lackierten Fingernägeln umklammerte, die aus einem Steinhaufen herausragte. Als Serge das Mädchen hochheben und mitnehmen wollte, brüllte es und versuchte, ihn zu beißen.

Sie gingen zurück zum Springbrunnen und bemerkten, dass Simon nicht mehr da war.

»Und wo ist Simon?«

»Ich weiß nicht«, schrie Max. »Ist er aus dem Gang raus?«

Eigentlich wusste keiner, wo der kleine Dunkelhäutige geblieben war. Die Gruppe geriet in Panik; sie liefen wie aufgescheuchte Ameisen umher. Nur Pierrot blieb ruhig: »Er ist zu klein, als dass er hätte zerquetscht werden können! Mit seinem Meter fünfundsechzig und den sechzig Kilo …«

Um sie herum begegneten sich im unsinnigen, schrillen Lärm der Sirenen Leute, deren Lippen sich bewegten, ohne dass ein einziger Ton herauskam. Alle fünf begannen, Simon zu rufen und ihn in den Überresten des Gangs zu suchen. Pierrot legte den Arm um Ritas Schultern, ging die Straße hinunter und schob die Schatten beiseite, die sie anstießen. Einen alten Herrn mit irren Augen schlug er sogar.

Die anderen verteilten sich in alle Richtungen.

»Mach keinen Scheiß! … Simon! … Los, komm! … Wir hauen ab!«

Unnützerweise. Dédé verstand selbst Max' Schreien nicht, der kurz hinter ihm ging, so schön lärmte das Todeskarussell.

Serge, ein großer, etwas verbissener, schlaksiger Kerl mit strohblonden Haaren, kam um einen wackeligen Stapel aus Holz und Backsteinen herum und gab den anderen mit einem schiefen Lächeln in seinem pickeligen Gesicht plötzlich ein Zeichen. Zwei sauber eingestürzte Gebäude hatten ihre Bausteine ausgespuckt, die fast das gesamte Erdgeschoss des mittleren Gebäudes verdeckten. Ein intaktes Geschäft, ein zitternder Besitzer. Zur Hälfte von einem Stück Mauer zerdrückt brannte ein Auto. Durch die beschädigten Gitter strömten fetter, schwarzer Qualm und der Geruch von Gummi, der etwas füllte, das sie als Juweliergeschäft wiedererkannten. Sie folgten Serge dorthin.

»Scheißkerl!«, sagte Dédé. »Wir haben gedacht, wir hätten dich

verloren! Dass du tot wärst!«

Er sprach mit Simon, der auf einer Mahagonitheke stand. Über seine Brust rannen milchige Diamantenstraßen. An seinen Ohren hingen Sternschnuppen aus Perlen, und in seinem Haar steckte ein Diadem mit Rubinen. Außer den Schmuckstücken stellte er mit seinem breiten, zufriedenen Lachen strahlende Zähne zur Schau.

Rita begnügte sich damit, ebenfalls auf die Theke zu klettern und ihn auf die Mundwinkel zu küssen. Das Strahlen ihrer jadegrünen Augen ließ den Perlmuttschimmer der Perlen erneut aufflackern.

Schon als kleines Einzelkind war er seine eigene Bühnenshow gewesen, aufmerksam für alles, womit er sich darstellen konnte. Ganz gleich, wie. P.-J. nahm später wahr, dass er sich oft täuschte. Was die Anzüge von Carbasi betraf, seinen Lebensstil und seine Redegewandtheit. Und seine Freunde, die er sich zum Vorbild nahm, deren aggressives Kaugummikauen er mit leerem Mund nachahmte, und die Besitzposen gegenüber Mädchen. Nicht, dass ihn diese Sternchen verlockten. Aber sie waren Teil des Spiels, mit dem bitteren Geschmack der Jugend. Was Carbasi betraf, so war P.-J. von dem Verkäufer des väterlichen Autohauses mit den ausladenden Gesten und dem blendenden, fast durchleuchtenden Lächeln fasziniert.

So betrachtete er sich jeden Morgen, wenn er aus der alten Wohnung hinten in der Werkstatt kam, in einem Spiegel, um Marcel, dem Lehrling, die Möglichkeit zu geben, mit dem Akzent von Berre zu sagen: »Also, Monsieur Mechaniker, lassen wir das Chrom blitzen?« Bevor er sich der Schule stellte, korrigierte er dann mit einem mit Spucke geschmierten Kamm seine Frisur auf dem Trittbrett des Dodge für die Pannenhilfe, der unter den Platanen geparkt stand. Mit Naturpomade und Krawatte in der Tasche konnte er es besser mit dem Leder und den Nieten von Jeannot und den Schnallenschuhen mit den hohen Absätzen von Jojo aufnehmen. Außerdem musste er die von Tante Millie jeden Abend perfekt gekniffene Falte in seiner Hose loswerden. Millie war Großtante Emilie, die junge Toulouser Witwe eines Deserteurs der Flotte, der am Ende des Ersten Weltkrieges geflohen war. Sie führte den Haushalt der Sinibaldis, nachdem die Mutter von P.-J. es derart schlecht verkraftet hatte, dass P.-J. in diese Welt der Auspuffe und Ventilheber eintrat, dass sie dahinschied. Fehlten nur die Hemden mit Krause à la Elvis, die der

Vater ihm nie zu tragen erlaubte. Kurz gesagt, P.-J. hatte, zerrissen zwischen zwei Welten, Schwierigkeiten, er selbst zu werden. Ihm wurde die Offenbarung, was aus ihm würde, erst auf dem ersten Jahresbankett zu Saint-Éloi zuteil, zu dem der Vertragshändler von Renault eingeladen hatte und auf dem Valérie und er einen Schluck Rosé trinken und Kutteln à la Provençale essen durften. Beim kleinen Ball danach hatte Valérie ihn P.-J. genannt, was sie ihm während des süßen Slowfox ins Ohr flüsterte, den sie gewissenhaft ausführten. Er war gerade fünfzehn geworden.

KAPITEL 6

Samstag, der 16. August, 8.15 Uhr – Aix-en-Provence

»Hurensohn!«

In Anbetracht von Martines Empörung fügte Ettore mit wiedererlangter Kaltblütigkeit hinzu: »Mit dir rede ich nicht! Zieh dich an! In fünf Minuten werden mehr Menschen auf der Straße sein als auf der Canebière, wenn Olympique Marseille ein Match gewinnt.«

Während das alte Bauwerk noch bebte, gingen sie zurück in ihr Schlafzimmer. Das Appartement hielt stand, aber die Möbel hatten weitestgehend Schiffbruch erlitten.

Man hörte von überall her die Träger knarzen. Ettore zog die Tergal-Gardinen an einem Fenster zur Seite. Der Anblick der verwüsteten Avenue ließ ihn ausnahmsweise einmal schweigen. Es kam noch besser: Er band seine Krawatte nicht. Das will schon was heißen! Monsieur Ettore würde nachlässig angezogen nach draußen gehen. Dunkler Dreiteiler und helle Krawatte. Mehr nicht. Er machte sich Sorgen um seinen BMW 733i.

»Womöglich ist er völlig kaputt! Weißt du, wie viel man für einen 733er hinlegen muss?«

Martine, in schwarzem Ouvert-BH und Strapsen, schminkte sich die Augen vor einem Spiegelsplitter auf dem Teppich.

»Und die Mädchen?«

»Später. Wie soll ich denn ohne Auto die Runde machen? Du bemühst dein Hirn wirklich nur an Tagen mit Mistral!«

Martine begnügte sich damit, mit ihren schönen, etwas fleischigen Schultern zu zucken, während Ettore, überwältigt von ihrer Gelassenheit, den

Ort verließ. Wenn da ab und zu etwas herabfiel, zog er es vor, woanders zu sein und sein Kapital zu überwachen.

Er hatte die Absicht, seinen BMW zu holen, der für ihn ein echtes Arbeitsgerät war. Wenn er kaputt war, musste man sich was einfallen lassen. Auf alle Fälle würde er ihn irgendwo in Sicherheit bringen und, wenn es möglich wäre, für den Besuch seiner kleinen Schützlinge verwenden. Ettore ärgerte auch sehr, dass er gegen Tagesende die Kontaktdaten für eine Lieferung Schnee erhalten sollte. Sie würde nicht kommen. Was das Übrige betraf, würde man sehen, aber sicher musste man für einige Zeit aufs Land ziehen. Schlecht fürs Geschäft! Sei’s drum, der liebe Gott befiehlt, er ist der Chef. Und Ettore bekreuzigte sich bei diesem Gedanken schnell, warf einen flüchtigen Blick umher, bevor er auf die breite Treppe einbog, die einen Teil ihres Geländers verloren hatte. Da sein Zuhause auf der ersten Etage lag, war er schnell auf der Straße, obwohl er dieses Mal nicht über besagtes Geländer klettern konnte. Sein Bein schmerzte, doch der Wetterbericht hatte keine Stürme angekündigt. Allerdings auch kein Erdbeben!

Auf der Schwelle zum dunklen Hausflur, dessen Bodenplatten aus gebranntem Ton sich gelockert hatten, musste er den Blick auf eine ausgeblutete Leiche vermeiden. Eine arme Kleine, die sich nur hatte hinsetzen können, um zu sterben. »Unschön!«, sagte er zu sich und verzog das Gesicht. »Also wirklich, der liebe Gott ist nicht gerecht!«

Einmal draußen bemerkte er, dass die beiden angrenzenden Gebäude eingestürzt waren. Er musste also klettern, um zu seinem BMW zu kommen, der weiter unten in einer kleinen Seitenstraße geparkt stand. Zum großen Schaden des fast neuen Lacks.

Ettore bemühte sich, nichts zu sehen und nichts zu hören. Als er das Auto erreichte, atmete er auf: unversehrt. Oder zumindest fast. Der BMW streckte seine starren Antennen wie ein großes Insekt in das schwerfällige Schwingen des heißen Morgens.

Um dort herauszukommen, konnte er nicht darauf zählen, sich durch die kleinen Straßen zu schlängeln. Sie waren vollkommen blockiert mit Überresten und Rettungstrupps, die sich zu organisieren begannen. Man würde also etwas Schutt beiseiteräumen müssen und versuchen, über den Cours Mirabeau zu fahren, der breit genug war, und dann durch die Stadt. Viel später könnte er dann weitersehen, wenn er erst einmal weg war, in den Alpen oder an der Küste. Falls nötig würde er hier und da die Durchfahrt ein bisschen forcieren. Denn es würde vor Ärzten, Polypen und Pfaffen

wimmeln. Die Sache mit der Letzten Ölung und dem Kreuz. Und auch Plünderer! Sie würden sich in allen Ecken ausbreiten. Beim Thema Ausbreiten fragte sich Ettore, ob die Korsen nicht etwas versuchen würden …

Er knöpfte sein Sakko zu, glitt mit der Hand leicht über sein gewelltes Haar und ging zurück zu seinem wackeligen Home-sweet-Home. Was war eine Fünfzimmerwohnung in diesem Zustand jetzt noch wert? Nichts. Er hatte gehört, dass die Versicherung bei Erdbeben nie blechte. Die sind schon nette Betrüger, die Versicherer.

Schau an, der Juwelierladen! Monsieur Pradier, es bestand eine große Chance, dass er heute seine Steine nicht betrachten kommen würde. Vielleicht hat er einen größeren Stein auf den Deckel bekommen? Der Sensenmann schert sich nicht um Juwelen. Aber ich!

Ettore stand genau neben dem Geschäft und dachte nach. Das war ein schwieriges Unterfangen für einen Mann der Tat. All diese Juwelen, diese Colliers, diese Armreifen … ein großes Risiko. Wenn er sie einsammelte, wenn er sie mitnähme, wäre es im Grunde wie ein Guthaben. Natürlich! Er würde sie vor Übeltätern in Sicherheit bringen! Später könnte er sie Monsieur Pradier zurückgeben; und wenn der Unglückliche keine Verwendung mehr für sie hätte, würde er sie behalten. Als Erinnerung.

Ettore trat mit dem rechten Fuß in das verwüstete Geschäft.

Bei dem Geräusch, das die Schritte auf dem zersplitterten Glas der Vitrinen erzeugten, drehten sich die kleinen Gauner geschlossen um. Ein schöner Mann mittlerer Größe, gut gebräunt, gut angezogen, geknöpftes Sakko, die Hände in den Hüften, sah sie spöttisch an, was in der allgemeinen Panik erstaunlich war. Das kupferfarbene Morgenlicht umgab ihn mit einem Schein.

»Kuckuck!«, machte er schließlich.

Was Dédé nicht besonders gefiel, und weder seinen ein Meter achtundneunzig noch seinen hundertzwanzig Kilo. Dédé war ein Riese, früher sanft, und überhaupt nicht mehr sanft, seitdem er sich bewusst geworden war, dass andere gerade mit dieser Laschheit rechneten. Deshalb gab er eine unkontrollierte Boshaftigkeit vor, die er bei den Mädchen manchmal bereut hatte. Oder umgekehrt, vor allem bei denen, die ihn besonders nervten wegen seiner fast völligen Kahlköpfigkeit. Der schöne Ettore mit dem südländischen Charme passte ihm nicht. Obwohl er seine Gelenke auf beunruhigende Weise knacken ließ, stoppte Pierrots Stimme ihn.

»Der Herr wünscht?«

»Nichts Besonderes. Höchstens dasselbe wie ihr. Ich sehe schon! Ich bin sicher, dass ihr nicht die üblichen Verkäufer seid. Wenn ihr erlaubt, ohne euch kränken zu wollen, ich glaube zu sehen, dass ihr in diesem Metier neu seid.«

»Ja und? Fahren Sie fort …«

Alle sechs umringten jetzt Ettore, der Rita seine Huldigung darbrachte und sich auf einen zuvor abgestaubten goldenen Stuhl mit nachtblauem Samtbezug setzte.

»Also, man darf nichts dem Zufall überlassen. Ich habe allerdings eine gewisse Erfahrung in diesem Metier der … alternativen Geschäfte.«

Ettore war über sich selbst erstaunt. Scheiße aber auch! Gelegenheit macht Diebe, nie hatte er so gut den Gangsterboss imitiert, fast ohne Akzent. Er begann, Gefallen daran zu finden, sich selbst zuzuhören. Viel mehr als die anderen, die weiterhin in Drohhaltung verharrten. Jugendliche, die schnell lernten. Mit Begabung.

»Vor allem will ich, dass die Verhältnisse hier klar sind. Ich bin auf eurer Seite. Es gefällt mir, vielversprechenden Nachwuchs zu fördern.«

Oh Mann! Der singende Akzent war wieder durchgekommen.

»Wenn ihr wollt, lass ich euch von meinem Wissen profitieren. Ich wohne hier drüber: Ich kenne die Gegend also perfekt. Kommt, das soll euch ja nicht zum Verhängnis werden.«

Er schaute Pierrot an, der wie die anderen schwieg, weil er sah, dass die Kleine mit den blassgrünen Augen an ihm klebte und er wohl der Chef war. Darüber gab es keinen Zweifel. Er war der Spielmacher. Und ergriff das Wort: »Und was genau bieten Sie an?«

»Moment, Pierrot. Vorsicht: Dieser Herr wohnt hier drüber? Er ist also der Ladenbesitzer!«, sagte Max, ohne sich zu rühren.

Ein komischer Kauz: Rockertyp, Leder und Nieten, ein bisschen nuttig.

»Du irrst dich. Monsieur Pradier wohnt Richtung Les Milles. Ich bin Geschäftsmann. Für alle Geschäfte. Vor allem für gute. Eine Frage …«

Er wandte sich an Dédé, der in seinem Verlangen, boshaft zu sein, frustriert schmollte.

»Hast du es geschafft, den Tresor aufzubrechen?«

Rita antwortete an seiner Stelle, dass nein. Sie hatten sich das geangelt, was in den kleinen Vitrinen lag.

»Habt ihr euch um die Alarmanlage gekümmert?«

Sie mussten erneut zugeben, dass nein.

»Dann habt ihr Glück gehabt. Die ganze Anlage muss kaputtgegangen sein. Die Vitrinen, in denen ihr diese Appetithäppchen gefunden habt, waren übrigens auch an die Anlage angeschlossen. Abgesehen davon enthält der Tresor ein paar Kleinigkeiten, die der Schönheit von Mademoiselle würdiger wären, als diese paar Steine …«

Simon lächelte und griff nach den Ohrringen, die er immer noch zur Schau trug.

»Aber wir dürfen keine Zeit verlieren«, fügte Ettore hinzu. »Das Chaos wird nicht ewig andauern. Und die Geier werden schon bald ihre Kreise ziehen.«

Er erhob sich, nicht gerade unzufrieden mit seinen Worten, bahnte sich einen Weg durch die Gruppe, durchquerte schnell den verwüsteten Laden und drehte sich dann auf der Schwelle einer schmalen, ausgehängten Tür links des Büros von Pradier um. »Strengen Sie sich nicht an«, sagte Rita, »wir waren schon da. Den Tresor im Büro bekommt man nicht auf.«

»Kommt. Das ist nur Fassade. Wenn wir Glück haben …«

Ohne dass er mit Pierrot einen Blick oder ein Wort wechseln musste, angelte dieser sich die Plastiktüte, die ihre momentane Beute enthielt, und folgte Ettore. Serge und Max schauten eingeschnappt und misstrauisch. Ettore hatte ein Feuerzeug angezündet und beleuchtete die rechte Mauer in dem Verschlag.

»Das ist ein verdammt altes Haus. Der Tresor ist kein echter Tresor. Das ist einfach nur eine Panzertür, die zu einem ganz kleinen Gang führt. Pradier konnte das hier nicht voraussehen; er verlässt sich auf seine Alarmanlage, die mit der Polizei verbunden ist. Und die Mauer hier ist die Rückseite des Tresorraums. Vielleicht wisst ihr das nicht, aber hier werden keine Wecker repariert. Das hier ist ein Juwelierladen. Stücke aus Paris, Rom, New York.«

Die sechs hörten sich die Lektion an, zusammengedrängt wie Pennäler bei einer Exkursion. Und dieses Mal packte er die Küken mit offenem Schnabel.

»Abends werden die Schatullen und das Geld dahinter verstaut …«

Ettore steckte sein Feuerzeug wieder ein. Der Boden schien sehr stark beschädigt zu sein. Stellenweise hatte er Risse, die so breit waren wie eine Hand.

»An die Arbeit! Wenn ihr mir helfen wollt …«

Im Nu schuf Dédé mit Fußtritten und mithilfe einer aus einem Verkaufsständer herausgerissenen Metallstange eine Öffnung, die so groß war, dass Rita hindurch und in den Raum schlüpfen konnte. Was sie auch tat. Pierrot und Max leuchteten ihr, indem sie Streichhölzer anzündeten.

Ettore, ganz Herr der Lage, schaute ihnen lächelnd dabei zu, wie sie die Schatullen öffneten und die Steine, das Silber und die Goldschmiedearbeiten in einen alten Vulkanfiberkoffer schaufelten, den sie im Regal des Umkleideraums für die Verkäuferinnen gefunden hatten. Sie verbrannten sich an den Streichhölzern zwar die Finger, dachten jedoch nicht darüber nach, so aufgeregt waren sie, wie Archäologen bei der Öffnung eines ägyptischen Grabes.

»Machen wir woanders weiter?«, fragte Dédé ganz zappelig. »Zum Beispiel bei den Banken …«

Die Aktion war zügig durchgeführt. Pierrot und Serge pfiffen anerkennend, als sie sich gegenseitig die Etiketten zeigten.

»Wir müssen das da nach Möglichkeit in Sicherheit bringen, bevor wir weitermachen«, antwortete Ettore. Ich bin mir sicher, dass die Banken schon bewacht werden. Und sie haben außerdem viel stabilere Tresorräume als diesen Wandschrank hier. Wenn ihr einverstanden seid, gehen wir rauf zu mir und begießen unsere neue Zusammenarbeit.«

Keiner diskutierte. Sie hatten sich zufällig auf etwas eingelassen, und jetzt bestand das Spiel darin, bis zum Äußersten zu gehen. Es gab im Übrigen nicht viel anderes zu tun in dieser apokalyptischen Stadt, in der die Sirenen dauerhaft den Lärm der Klagen, der Rufe und den Krach des Schutts übertönten, der von den Überlebenden fortgeräumt wurde.

Bevor sie in Eile die Straße überquerten und zu Ettore hinaufgingen, ließ die bereits hochstehende Sonne einen Ring mit Amethyst an Ritas Finger aufblitzen.

KAPITEL 7

Samstag, der 16. August, 11 Uhr – Aix-en-Provence

Hubert Imbert verabscheute Frauen. Deshalb war er guter Laune. Die Seine war gerade als Folge eines Feuers in seiner möblierten Sechszimmerwohnung mit Küche, Bad und Balkon im Stil von Louis-Philippe regelrecht zusammengeschrumpft, niedergewalzt und eingeäschert worden. Sie war eine hochnäsige dumme Gans, die ihm immer ihre Überlegenheit beweisen musste, da sie die einzige Erbin von zehn Hektar Wein höherer Qualität aus begrenztem Anbaugebiet in Gigondas (im Département Vaucluse, 84) war – ihm, der nur Bier mochte!

Oft hatte er davon geträumt, sie zu töten, und jetzt hatte das Schicksal … Das perfekte Verbrechen! Mit Alibi und allem. Denn Hubert hatte am Morgen der Tragödie Dienst gehabt. Und der wachhabende Bulle hatte ihm sogar die frohe Botschaft überbracht. Der Flügel, in dem sich seine Dienstwohnung befand, war einfach pulverisiert worden.

Er saß an seinem Schreibtisch und betrachtete durch das Fenster ohne Scheibe, nicht ohne freudiges Gefühl, das Bücherregal, das im Gleichgewicht am Rande des aufgeschlitzten Wohnzimmers stand und das sie von ihm zu kaufen verlangt hatte. Von ihm, der das Lesen als subversive Aktivität betrachtete. Außer dem Lesen der *L'Équipe* und den Berichten seiner Untergebenen.

Man muss dazu sagen, dass Hubert Imbert Oberkommissar war und im Polizeigebäude wohnte. Sein derzeitiges Glück hinderte ihn jedoch nicht daran, die notwendigen Anordnungen zu geben, damit die Telefon- und Funkverbindungen mit der Außenwelt wiederhergestellt wurden. Es mussten

alsbald die Hilfeleistungen, die Versorgung mit Lebensmitteln und Wasser und der Schutz der Überlebenden vor Plünderern koordiniert werden.

Er freute sich außerdem noch über eine andere Sache als den Tod dieser blöden Ziege, die er die letzten zehn Jahre nicht einmal mehr küssen durfte. Weil der arme Liebling davon Migräne bekam!

Nein, an sich interessierte ihn die Katastrophe beruflich: Erstens hatte sie bei den Gaunern wohl einige Mauern einstürzen lassen und zweitens noch andere aus dem Schatten gelockt, die von den plötzlich möglich werdenden krummen Dingern geködert wurden. Mit etwas Glück würde diese Katastrophe die großen Fische an den Strand spülen, an dem sie dann nach der Flutwelle um sich schlügen. Er, Hubert Imbert, wäre dann dort, um sie einzusammeln, diese hilflosen Fische, und sie in seinen großen Korb zu stecken. Also in den Polizeiwagen.

Imbert lachte vor sich hin.

Er streckte seine ein Meter fünfundachtzig, die in einem zerzausten Strohkopf endeten, stemmte seine hundert Kilo hoch und ging zu einem etwas schief stehenden Aktenschrank. Er nahm eine makellose Hochglanzmappe heraus und trug sie zu seinem Schreibtisch. Für diese Akte waren seine nächsten Schritte direkt von Marseille, der Präfektur und dem Ministerium festgelegt worden. Ziel der Ermittlungen: illegale Labore zur Gewinnung von Heroin aus Morphinbase ausfindig zu machen und, wenn möglich, mit seiner großen Bärentatze die Verantwortlichen für die Veredelung und Verteilung in Aix festzusetzen. In letzter Zeit hatten einige Chemiker die Küste verlassen und sich im Hinterland von Aix verteilt, wo der Markt sich ausbreitete.

Nur: Dort machte man nur kleine Fische dingfest. Höchstwahrscheinlich hatten die Spezialisten dort entsprechende Strukturen vorgefunden. Wenn er, mit seinen fünfundvierzig Jahren, diese fände, würde Hubert sich um eine gut bezahlte Position in Paris bemühen können, mitsamt Prasserei, Damen und Importbier aus Deutschland oder Tschechien. Sprechen Sie Hubert Imbert nie auf dänische, niederländische oder belgische Panschereien an, die für die jungen dynamischen Großkotze gerade gut genug sind, die nur von BMW, CB-Funk, der Elitehochschule für Betriebswirtschaft, der Hochschule zur Ausbildung der hohen Verwaltungsbeamten et cetera … träumen.

Durch das Erdbeben hatte er eine gute Möglichkeit, seine Hypothesen zu überprüfen. Wenn es ihm gelingen würde, es selbst in die Hand zu nehmen, und er sich unproblematisch bewegen könnte. Und wenn man ihn an

höherer Stelle entlastete, ihn und einen mit niederen Aufgaben betrauten Hilfsinspektor für Katastrophenopfer. Er wartete darauf, dass man ihn wieder mit Marseille verbinden konnte. Sie mussten Paris erreichen. Dann würde er sich mit Alain Mercurey auf die Jagd machen, den er als guten Polizisten schätzte; trotz seiner Namensverwandtschaft mit dem bekannten Wein mochte er Bier.

Mit einer Pobacke saß Imbert auf der Ecke seines Schreibtischs und blätterte die ausgesprochen vollständige Akte durch, deren erste Einträge aus der Zeit seines Vorgängers stammten.

Verfluchte Stadt, in der es für einen aus Roubaix (Département Nord, 59) Stammenden nicht nur immer zu heiß war, sondern in der einem außerdem bourgeoise Backsteine aufs Maul regneten. Auch auf das von Magali – seiner Frau. Gott sei Dank!

Mercurey, braun, fünfunddreißig Jahre alt, gut gebaut, in weinroter Lederjacke – Herrgott, was für ein Geschmack bei dem stocksteifen Humor! – steckte den Kopf durch die Tür eines Nachbarbüros: »Chef, das wäre geschafft. Ich habe Marseille wieder per Funk erreicht. Den Oberboss persönlich.«

»Endlich!«

Hubert setzte sich schnell die alten Kopfhörer auf: »Oberkommissar Imbert. Ich bitte darum, von den Hilfsaktionen abgezogen zu werden, um mich der ›Akte Weiß‹ zu widmen. Hat Paris eine Antwort gegeben? … Ja, Monsieur. Alles deutet darauf hin, dass die Sache in Kürze abgeschlossen wird. Mercurey kommt mit mir … Natürlich, Monsieur, ich halte sie so regelmäßig es geht auf dem Laufenden … Verstanden.«

Das Rauschen in der Leitung ließ Imbert entsetzlich das Gesicht verziehen.

»Danke, Monsieur.«

Er drückte einen Schalter. Eine rote Kontrolllampe erlosch.

»Mercurey, mein Guter, du führst dir gleich die Akte genau zu Gemüte. Dann bringst du deine Knarre auf Hochglanz und schnappst dir Munition. Und vergiss den Fotoapparat nicht: Wir gehen auf Safari. Und Achtung Raubtiere!«

KAPITEL 8

Samstag, der 16. August, 9 Uhr – Aix-en-Provence

»Martine, bring uns sieben Casa! Wir haben sie uns verdient«, sagte Ettore, als er durch die mehrfarbige Tür seiner Wohnung ging.

Willig folgten ihm die Träger der Beute, die schelmischen Kerle des Bruchs, allen voran Rita. Martine war nicht gerade in Panik geraten und holte schon die Gläser, neben denen Simon, der kleine Krause, fröhlich den alten Koffer lehrte. Wenn es Ettore gut ging, ging es ihr auch gut, und sie stellte keine Fragen. Selbst wenn die Sintflut kam. Nur in Anbetracht des Schmucks rief sie reflexartig: »Scheiße!« Ihre Neugier wurde noch nicht einmal durch die sechs Jugendlichen übermäßig geweckt, die sich lautstark in ihrem Salon breitmachten. Rita, die sich verliebt auf Pierrots Knien rekelte, und Dédé, der in einer Fensteröffnung stehen geblieben war, schwiegen. Dédé war mehr als nur stehen geblieben, er war erstarrt: Er bemerkte kaum, dass Martine ein Glas Pastis in seine riesige Pfote drückte. Er folgte wie hypnotisiert den schwingenden Bewegungen ihrer schweren Brüste und dem runden Hintern. Unter dem eng anliegenden, kaum zugeknöpften Kaschmirkleid erahnte Dédé eine Frau, wie er sie mochte, mit Klasse und Können außerdem.

Ettore versuchte, blitzschnell nachzudenken. Wie konnte er dieses junge Gemüse behutsam loswerden und alles für sich behalten? Zumal der große kahle Blödmann seine Martine übel anstarrte. Also wirklich!

Sie hatten sich auf Diwane und Sessel verteilt. Martine stellte Lidschatten in warmen Farben zur Schau.

»Auf unsere Zusammenarbeit!«

»Du schließt dich heute mit anderen zusammen? Ettore, bist du sicher

…«

»Martine, wenn du einen Pastis willst, nimmst du dir einen. Was den Rest betrifft, vertrau mir und schließ dein Kleid!«

Man hat seinen Stolz, das stimmt, Autorität wird nicht infrage gestellt! Auf alle Fälle nicht in der Öffentlichkeit. Das war eine einseitige, aber effiziente Morallehre, denn Martine lächelte und verstummte. Was die Kinder anging, so musste er zunächst Zeit und ihr Vertrauen gewinnen. Alle tranken den Aperitif auf die Freundschaft. Das war aber nicht alles. Sie mussten sich organisieren, die Steine absetzen, sie zu Kohle machen. Pierrot wurde ungeduldig: »Was machen wir jetzt? Die verkauft man doch nicht auf dem Markt?«

»Immer mit der Ruhe. Und Geduld! Ihr werdet mir vertrauen müssen. So, wie ich euch, indem ich euch mit zu mir genommen und euch meine Frau vorgestellt habe. Es sei denn, ihr habt andere Beziehungen.«

Simon ließ den Schmuckhaufen nicht aus den Augen; die anderen zitterten vor Aufregung.

Angesichts des allgemeinen Schweigens fuhr Ettore fort: »Gut! Also, ich schlage Folgendes vor: Wir machen eine Bestandsaufnahme. Dann kontaktiere ich einen Hehler in Marseille, den ich kenne. Er ist ein Profi mit einem Netzwerk. Der Schotter geht direkt in die Schweiz. Kein Problem. Ich gebe euch dann Bescheid, und wir treffen uns in Zürich zum Teilen.

»Und die Reise?«, wandte Serge ein, der jetzt durch die Wohnung ging und mit dem Zeigefinger über die mit Gipsbrocken übersäten Möbel strich.

Ettore hatte sich noch nie so gut gefühlt. Die Welt ging unter und Muginello war es egal. Er war der König des Chaos, der Liebling des Zufalls! Diese Kinder, er würde sie gehörig reinlegen. Martine zwinkerte Dédé mit glühenden und willigen Augen zu, der sein Glas noch nicht angerührt hatte.

Draußen herrschte ein Tohuwabohu, aber bei Ettore nahm keiner davon Notiz. Sie hatten gerade den Bruch des Jahrhunderts vollbracht, das große Los gezogen.

»Ich muss mal. Wo ist denn die Toilette?«, fragte Dédé arglos.

Sie schauten ihn so erstaunt an, wie es grundlegende Bedürfnisse an einem Tag von solch großer Bedeutung nur hervorrufen konnten. Haben die Götter auf dem Olymp Klos?

»Hier entlang, bitte«, säuselte Martine.

Und sie ging sehr im Stil des frühen Rokokos vor dem Riesen her in Richtung der Räumlichkeiten ohne Tür. Ettore sah ihnen misstrauisch

unauffällig hinterher, ohne jedoch das Schlimmste zu befürchten. Schließlich waren manchmal gewisse Opfer notwendig …

Max unterbrach das Schweigen: »Also, das Geld für die Reise? Zürich im Flieger, erste Klasse, das ist nicht mal eben hin und zurück rüber zum Château d'If.«

»Keine Sorge. Bevor wir auseinandergehen, gebe ich euch etwas, und mit der Knete, die ihr dann in den Taschen habt, werdet ihr ein Wochenende in Miami bezahlen können! Aber Ettore bezahlt prompt, er überlässt euch das Geld als Vorschub. Keiner soll sagen, dass Ettore ein Dreckskerl wär. Kein Lebender. Ettore, das bin ich, Ettore Muginello. Ihr habt mich vielleicht wiedererkannt?«

Sie schauten einander fragend und betreten an. Nein, sie verstanden nicht. Rita schlug Boxen vor. Sie fand, er ähnele in groben Zügen Jean-Claude Bouttier.

»Muginello! Ettore! Fußball, Mittelfeld. Zweimal in der Auswahl für Frankreich. Ein Tor im Finale des Cups. Siegtreffer! Seht ihr, mit mir ist der Erfolg garantiert! Ich bin jetzt Geschäftsmann. Das hier liegt mir absolut. Ich werde das für euch zum Erfolg bringen, wie einen Doppelpass aus achtzehn Metern!«

»Und wenn wir zuerst einen weiteren zum Abschluss bringen?«, fragte Serge, der noch ganz von dem Nimbus seiner Entdeckung umgeben war und sich auf dem besten Weg fühlte, ebenso legendär zu werden.

Ettore hob die Hand, ohne ihn anzuschauen.

Auf dem Rokokoklo tat Dédé mit offenem Hosenstall dasselbe und legte seine rechte Hand auf Martines linke Brust, ohne daran zu denken, dass er pinkeln wollte.

»Sie sind mir einer! Hatten Sie nicht ein Bedürfnis?«, wunderte sich die schöne Martine.

»Doch, nach Ihnen!«

Daraufhin zog er den Reißverschluss seiner Jeans nicht wieder hoch und liebte sie so schnell, dass er bereits draußen war und nach etwas zu trinken verlangte, als sie noch vor Emotionen zitterte.

Seine Rückkehr ins Wohnzimmer verursachte weder einen Skandal noch eine Bewegung in der Menge: Sie knieten auf dem Teppich und breiteten den Schmuck aus, und die kleine Blonde machte Notizen auf Martines rosafarbenem Briefpapier. Ettore machte die Ansagen, mit dem etwas komischen Akzent eines Croupiers im Kasino, das jetzt nur noch eine

rauchende Ruine war. Wenn das Kleinod ein Etikett trug, gab er den Preis an, der ein Beben durch die Runde laufen ließ.

»Eine Brosche. Von bedeutender Größe. Es sieht so aus, als wäre es ein Pferd aus Gold mit einer Verzierung aus Diamanten.«

»Das ist ein Pferd«, unterbrach Simon.

»Geht als Pferd durch. Ist mir auch egal. Es reicht, wenn wir uns über das Wort und die Ware einig sind.«

Dann wurde der Gegenstand feierlich von Hand zu Hand weitergereicht, begleitet von leisen Lippenlauten und Kopfnicken. Schließlich verschwand er in einer der fünf von Ettore geliehenen Badetaschen aus Stoff.

»Eine Perlenkette …«

Martine reckte den Hals, ihre Augen leuchteten: »Und ich? Kann ich auch mal gucken?«

»Du gehörst zu mir, also sei still und pack uns ein paar Sachen in eine Tasche. Wir fahren übers Wochenende weg.«

Sie gehorchte. Dédé schaute nicht einmal auf.

Als die Bestandsliste fertiggestellt war, zeigte sich, dass die Ausbeute außergewöhnlich war. Max, Serge und Dédé machten sich einen Spaß mit kräftigen Schlägen auf die Schultern und brüllten wie die Bären. Simon hatte die Reißverschlüsse der mit Kunststoff überzogenen Taschen überprüft und sie dann auf einem niedrigen Tisch aufgereiht. Er blieb vor diesen eigenartigen Reliquien knien. Rita und Pierrot umarmten sich lächelnd. Sicher planten sie bereits, die Prüfungen im September für eine Reise sausen zu lassen. Ettore hatte noch einmal die Liste auf dem rosafarbenen Papier durchgelesen und sie dann Pierrot zurückgegeben. Dann hatte er aus der Küchenspüle vier Revolver genommen und sie überprüft. Er gab einen davon Max, weil er böse aussah, einen Pierrot, weil er der Chef war, einen Simon, weil Serge ihm nicht gefiel und Dédé seinen Teil schon bekommen hatte. Einen eindrucksvollen Python behielt er für sich.

Da es schon spät war, aßen sie Sandwiches, die Martine und Rita zubereitet hatten. Ettore dachte an seine Organisation und welches Risiko er durch seine Abreise einging. Sein Vertriebsnetzwerk würde in Anbetracht der Situation ohnehin stillliegen.

»Nächster Punkt: Bevor ich Aix verlassen kann, muss ich ein paar Kleinigkeiten überprüfen und einige Personen verständigen. Mein kleines Unternehmen wird wohl einige Tage ohne mich laufen müssen. Meine Runde werde ich mit der kleinen Demoiselle machen …«

»Mit Rita? Und warum?«

»Weil Mademoiselle Rita meine Versicherung sein wird. Im Gegenzug überlasse ich euch den Schmuck zur Verwahrung.«

»Ach, und ich?«, fragte Martine.

»Du, du bleibst bei dem Schmuck und diesen Herren. Du bist ihre Garantie. Und du machst keinen Unsinn.«

»Wie du willst.«

»Sie werden auch keinen machen. Das wäre für sie zu gefährlich. Und für die Kleine …«

Es entstand eine kurze Pause. Dédé grinste und strich sich dabei mit der Hand über seinen glatten Schädel.

»Wir gehen zusammen raus. Das kann hier jeden Moment einstürzen. Ich habe im *Match* gelesen, dass so etwas in Italien passiert ist, da sind welche eine Stunde später in einer Kirche zerquetscht worden: Sie hatten dem Herrn gedankt, dass sie verschont worden waren!«

Angesichts dieses göttlichen Streichs lachten alle freiheraus.

»Ihr wartet am Auto auf mich und versucht, den Weg freizuräumen. Bei den Plünderern weiß man ja nie. Falls denen die Medikamente vom Roten Kreuz und die Lebensmittel der Tafel irgendwann nicht mehr reichen. Wird sich zeigen … Wir machen das jetzt so.«

»Gut, einverstanden«, stimmte Pierrot zu und nahm eine Tasche. »Schließlich behalten wir den Schmuck.«

Er warf Rita einen verschwörerischen Blick zu.

»Dreckskerl«, formulierte sie unmissverständlich und lächelte.

»Sie sind alle gleich!«, meinte Martine noch hinzufügen zu müssen.

Als sie unten waren, war die Immunisierung durch stundenlangen Fernsehhorror und die Lektüre der illustrierten Wochenzeitschriften vergeblich; das Spektakel der Apokalypse ging ihnen an die Nieren.

Auf der Leiche des kleinen Mädchens brummte schon die erste Schar grüner Fliegen.

* * *

Als P.-J. aus der Eingangshalle heraustrat, ließ ihn das bekannte Flimmern vor den Augen taumeln. Lydie musste ihn festhalten. Es waren schon zweiundzwanzig, dreiundzwanzig Grad.

»Geht’s nicht?«

»Ach, nichts. Etwas Schwindel, ist aber schon vorbei. Das passiert mir oft, wenn ich nervös bin. Lassen Sie uns gehen. Wir haben schon einige Zeit verloren.«

Als er das sagte, wurde ihm die Grausamkeit seiner Worte bewusst: Lydie hatte mehr als nur Zeit verloren. Obwohl sie dennoch ergriffen schien, musste sie ein Gefühl verspüren, in dem sich Kummer und irrationale Angst miteinander verbanden, um sie zur Flucht anzutreiben.

»Sie werden die Leichen nicht sofort entdecken«, sagte sie. Als hätte sie P.-J.s Unschlüssigkeit verstanden. »Und selbst wenn sie jemand fände, wären sie nicht die einzigen. Die Polizei wird Besseres zu tun haben, als Untersuchungen einzuleiten.«

P.-J. sagte sich, dass sie nicht einmal verdächtig waren. Man würde an eine Abrechnung nach einer versuchten Plünderung glauben.

Sie waren um den Wohnblock herumgegangen und befanden sich im überdachten Durchgang zwischen Haus A und B. P.-J.s Auto war vor den Arkaden geparkt, wohingegen Lydie ihr Fahrzeug vernünftigerweise in die Tiefgarage gestellt hatte. Vernünftigerweise in Hinsicht auf die Situation am Vortag: Heute war das gesamte Dach des Parkhauses, das mit Maulbeerbäumen, Trompetenbäumen und Ahorn bepflanzt war, eingestürzt. Von dort, wo sie standen, schien es offensichtlich, dass kein Auto jemals wieder herausfahren würde. Und wenn es wider Erwarten möglich sein sollte, musste man noch den Rest des Chaos überwinden.

P.-J. hatte den seltsamen Eindruck, dass seine alten Schreckgespenster die Erde heimgesucht hatten. Die umgestürzte Landschaft materialisierte seinen Schwindel, ohne dass er diesmal den Kopf schütteln oder sich in die Fäuste beißen konnte, damit der Horizont aufhörte zu schwanken.

Die Böschung war durch den Durchgang gerutscht; die Büschel der sorgfältig zurückgeschnittenen Pfaffenhütchen konnten sie nicht aufhalten, sodass sie das Auto unterhalb davon begraben hatte. Ebenso einige andere Fahrzeuge, wie mit einem Überzug aus Schokoladencreme. Vielleicht war die Alpine noch einsatzbereit, aber sie hatten jetzt keine Zeit, Stunden damit zu verbringen, sie auszugraben.

Während Lydie die Szenerie des Katastrophenfilms betrachtete, ohne sie zu sehen, dachte P.-J., der mit den Füßen bis zu den Gelenken in der aufgeschlitzten Erde stand, die das Rot von getrocknetem Blut hatte, dass dort unter ihm sein Auto schlief, und vielleicht Leute am verschütteten

Asphalt kratzten.

Es herrschten gleichzeitig aufgrund der verängstigt herumirrenden Unglücklichen, die ihre Angehörigen suchten, Trauerstille und ein schrilles Gewirr aus Stimmen, Signalhupen und Quietschen. Die Hilfskräfte begannen, sich zu organisieren. Soweit es möglich war. Die Überlebenden kümmerten sich mehr schlecht als recht um die Verletzten. Matratzen und Decken dienten als Betten unter freiem Himmel, weil man nicht wagte, in den wackeligen Gebäuden zu bleiben.

Lydie und P.-J. gingen zu den gemeinschaftlichen Außenanlagen hinunter, die bereits in ein Feldlazarett umfunktioniert worden waren. Sofort wurden sie von der Aufregung der rennenden, erschrockenen und verstörten Helfer erfasst, die sich durch ihre Hast gegenseitig störten.

Ein Junge im Alter von sechs oder sieben Jahren, der im Schatten eines Schuttflusses auf einer gestreiften Matratze lag, klagte über seine Beine. Seine Mutter, die abgesehen von einer Schnittwunde an der Stirn unverletzt geblieben war, wischte ihm das Gesicht ununterbrochen mit einem blauen Handtuch ab. Der Kleine war bleich, und durch den Schmerz war seine Oberlippe hochgezogen. Brüche in beiden Oberschenkeln, diagnostizierte Lydie, ohne zu zögern.

Im nächsten Augenblick sah sich P.-J. in den Trümmern wühlen und etwas suchen, aus dem er Schienen herstellen konnte. Nicht, dass einer von ihnen die erforderlichen Kenntnisse besessen hätte, sie anzulegen, aber eine Krankenschwester oder ein Arzt würden sich schon noch um das Kind kümmern. Es hielt trotz des Schmerzes durch, der es gelegentlich an den Rand der Ohnmacht brachte.

P.-J. konnte nicht fassen, dass er dabei war, mit einem großen Taschenmesser abgebrochene Äste zu spalten. Da er doch wenige Minuten zuvor einen Mann getötet und einem anderen geholfen hatte zu sterben. Obendrein waren da Valérie, die Werkstatt und seine persönlichen Sorgen von vor dem Erdbeben, die weiter an ihm nagten. Der Revolver, den er auf dem Rücken in den Gürtel geschoben hatte, störte ihn ein bisschen bei den Bewegungen.

Jedes Mal, wenn sein Blick und der von Lydie sich trafen, wurde ihm bewusst, dass auch sie an zwei Leichen dachte, die in der Nähe verlassen dalagen, aber dass es ihr unmöglich war zu fliehen, ohne zu versuchen, sich den Verletzten gegenüber nützlich zu machen. Wie dem auch sei, ein Toter mehr oder weniger … mal abgesehen davon, dass jene beiden jeweils ein

Loch im Kopf hatten.

Und immer wieder hatte er den unruhigen Gedanken an Valérie im Kopf; die ohne Nachricht von ihm in Pierrevert festsaß und wahrscheinlich vor Angst umkam.

Später hatte P.-J. jegliches Zeitgefühl verloren.

Der Vater des Kindes, der auf der Suche nach einem Arzt fortgegangen war, kam zurück. Er hieß Marc; mit P.-J. baute er aus Decken und Brettern ein Zelt über seinem Sohn. Um sie herum entstanden ähnliche Lager, wobei sich die Gesunden in der Nähe der Pflegebedürftigen gruppierten. Ein großer Kerl, den man während seines Militärdienstes auf den Posten des Pflegehelfers oder Krankenpflegers katapultiert hatte, tat sein Bestes. Für einige, die man entlang des Gebäudes C unter Tüchern aufreihte, konnte er nichts mehr tun.

Gegen elf Uhr, fast Mittag, hörte man ein dumpfes Grollen, gefolgt von einem Krachen: Ein Balkon, der sich am Gebäude 3B unsicher hielt, war ohne Personenschaden abgestürzt. Trotzdem setzte Panik ein.

Lydie schaute, wie die Sonne in den Zenit wanderte, auch sie würde kippen und hinter den Horizont sinken. Plötzlich sagte sie zu P.-J., dass sie zu ihrer Mutter wolle, die auf dem Weg nach Ventabren wohnte.

KAPITEL 9

Samstag, der 16. August, 12.30 Uhr – Aix-en-Provence

Die kleine Truppe stand um den BMW herum, als enthielte er die Kronjuwelen: Die Taschen mit dem Schmuck befanden sich jetzt im Kofferraum. Und instinktiv nahmen die acht Komplizen, sogar Rita und Martine, die defensive und unruhige Haltung der Gorillas ein, die die Staatsoberhäupter bei offiziellen Besuchen schützen.

»Na, und jetzt?«, regte sich Simon auf.

Mittag war inzwischen schon vorbei. Im Stadtkern vervielfältigten sich die Aktionen zur Gesundheitsversorgung sowie diejenigen des Straßenbauamts. Es war gelungen, Bagger und Bulldozer zu mobilisieren, die vorsichtig manövriert wurden. Die Feuerwehr verfolgte aufmerksam das Vorankommen der Maschinen und ließ sie von Zeit zu Zeit ausschalten, um abzuwarten, ob Stöhnen oder Klagen unter den Trümmern zu hören waren. Außerdem hörte man die Hubschrauber der Sécurité civile, die man manchmal mit dem Brummen der furchtbaren, aasfressenden Fliegenschwärme verwechselte.

»Moment!«, antwortete Ettore. »Reden wir mal Klartext. Ich regle meine Angelegenheiten in Begleitung des Fräuleins hier. Ich brauche nur einen kurzen Augenblick. Ihr wartet hier brav auf mich und räumt das Auto frei; es geht darum, gleich keine Zeit zu verlieren. Wenn ihr losfahren könnt, oder vor allem, wenn man euch dazu zwingt, wartet auf mich an der Auffahrt nach Sisteron. Es könnte auch sein, dass ich mich verspäte. Macht euch nicht verrückt, bleibt dort. Wir kommen auf alle Fälle vorbei. Und ich wiederhole: Keine Dummheiten! Die vertrag ich nicht! Und die junge Dame auch nicht.«

»Beeilen Sie sich«, sagte Pierrot einfach, bevor er Rita lange küsste.

Martine, die bereits im BMW auf dem Beifahrersitz saß, war ein bisschen sauer. Und diese große, kahle Dumpfbacke, die sie eben so sehr gereizt hatte, schaute sie nicht einmal mehr an! Alles andere als entschieden, Hand anzulegen, um die Straße zum Cours Mirabeau freizulegen, dem einzigen Ausgang. Es war nämlich klar, dass die Platanen einen Großteil des Gerölls zurückgehalten hatten. So wie ein Lawinenschutz. Man versuchte auch, sich ganz oben rechts einen Weg zu bahnen, der zur großen, ganz nahe gelegenen Ringstraße führte, und von dort zur Straße in die Alpen.

Im Süden arbeitete man sich gleichermaßen vom großen Springbrunnen aus, kurz vor dem Cours Sextius, nach Marseille vor. Ettore öffnete die Beifahrertür, wo Martine saß: »Ich gehe zu Melissa, zum Haus oben. Ich sage ihr, dass sie mit den Mädchen einige Zeit untertauchen soll. Eine Schande, all diese Witwer unversorgt zu lassen, die jetzt ihre dicken Eier zu Amateuren tragen, aber diesen Coup, den will ich nicht versauen!«

Und zu sich selbst sagte er: »Durch Melissa werde ich *Monsieur* eine Nachricht zukommen lassen. Er wird wissen, was zu tun ist. Zumindest muss ich das Netzwerk auf Eis legen.«

»Nimm dich vor denen in Acht!«, fügte Martine hinzu.

Die anderen machten sich bereits wie freiwillige Helfer zu schaffen, schoben Steine beiseite und räumten gebrochene Äste fort. Allerdings bearbeiteten sie die Straße lediglich in der Breite eines BMWs. Simon, der schwächlichste und größte Nörgler, tat plötzlich nur noch so als ob. Würde sich nicht vierteilen, wenn einmal ein Geschenk vom Himmel in diese Scheißgesellschaft fiel, die ihm nichts als Arbeitslosigkeit und einen jüdischen Vornamen beschert hatte, mit dem man einen strubbeligen Lockenkopf verband. Ihm, der Ethnozentrist wie kein anderer war! Ist doch irgendwie wahr, wenn die Juden und die Portugiesen und die anderen erst einmal draußen wären, wer hätte dann die guten Jobs? Die Position des Lagerverwalters bei der *Grande Quincaillerie Centrale* für Eisenwaren, die Aufgabe des Barmanns im Grand Hotel mit vier Sternen?

Niemand; wenn nicht Simon!

Ettore ging einige Schritte hinter Rita die Straße wieder hinauf, der er grob die Marschroute angegeben hatte. Er war nicht so verrückt, vor ihr herzugehen, um sich dann ständig umdrehen zu müssen. Die Reste seiner athletischen Statur halfen ihm nicht, die Mieze schien schnell zu sein.

Es kam Ettore kaum, in Wirklichkeit immer weniger, man könnte auch

sagen: überhaupt nicht in den Sinn, die Beute zu teilen. Diese lag sicher verwahrt im Kofferraum seines Autos. In Tignes-les-Boisses, im Département Savoie, kurz hinter der Talsperre verfügte Ettore auf den Namen von Martine über ein Chalet, in das er fast nie einen Fuß setzte. Denn er und Ski fahren …

Dort würde er eine Zeit lang bleiben, bis die Sache sich beruhigt hatte, bis sie in Vergessenheit geraten war. Erst dann würde er seinen Hehler in Marseille kontaktieren. Sicher würde man im Milieu von Aix und bei der Polizei an ihn denken. Da musste man sich schon solide Alibis besorgen, im schlimmsten Fall an einen Tod während des Erdbebens denken lassen. Der Kommissar Imbert ist kein Dummkopf, nein, weit davon entfernt. Und er hatte schon eine ganze Weile ein Auge auf Ettore. Ein Grund mehr, das junge Gemüse zu eliminieren: Ohne Erfahrung würden sie sich schnappen lassen und ihn ans Messer liefern. Aber wie konnte er sie reinlegen? Man würde sehen.

Die Rita, die hätte er gern in seiner Mannschaft behalten, aber dann stünde ihm eine ganze Ausbildung bevor, das schreckte den erschöpften Pädagogen in ihm ab. Die Kinder mussten verschwinden. Möglichst viele von ihnen vor Ort: Niemand würde die Leichen aus der Nähe betrachten. Wegen Übersättigung. Wie, wenn man zu viel Kaviar gegessen hat.

So wanderten die Gedanken von Ettore, während er nach Ritas schwingenden Hüften über ihren schwarzen Cowboystiefeln schielte. Hauptsache, Melissa war nichts passiert, dass sie sich aus diesem Chaos befreit hatte!

In Wirklichkeit hieß Melissa Francine. Sie war eine sehr hübsche Rothaarige, intelligent und entschlossen, die wegen des Klimas aus Lyon heruntergekommen war, weil es besser für ihre Nasennebenhöhlenentzündung war. Abgesehen von ihrem wirksamen Auftreten gegenüber Ettores Stall, stellte sie die Verbindung mit *Monsieur* dar. Sie war die einzige Untergebene, die er kontaktierte. Das war zum einen für Ettore eine Sicherheitsmaßnahme bei Ärger und gleichzeitig bei solchen Geschäften eine notwendige Trennung. Je seltener *Monsieur*, der Großhändler, und Ettore, der Vertriebspartner in großem Stil, sich sahen, umso besser. Melissa überwachte und informierte die Mädchen, die den Kontakt zu den verantwortlichen Kunden für den weiteren Vertrieb herstellten. Gleichzeitig diente sie als Briefkasten zwischen *Monsieur* und Ettore für einen Teil von deren geheimer Post. Ettore sicherte so die Leitung

eines Netzwerks, das in seinem Ganzen vom sogenannten *Monsieur* gesteuert wurde. Man konnte die Eingeweihten wohlgemerkt an einer Hand abzählen. Allein Ettore wusste, wer *Monsieur* war. Er hatte sogar darauf geachtet, Martine auf Melissa eifersüchtig zu machen, der wiederum nur Telefonkontakt möglich war.

»Halt dich was ran, kleines Fräulein, wir sind nicht hier, um Schatten zu werfen!«, sagte Ettore.

Und er nutzte die Gelegenheit, mit einem zärtlichen Klaps auf Ritas Hintern das Tempo zu erhöhen.

* * *

Vor dem BMW erledigte Dédé die Arbeit eines Titanen schnell und tüchtig, räumte imposante Blöcke zur Seite und stabilisierte mit Bohlen manch instabilen Berg. Er hatte selbst den Nerv gehabt, einen Feuerwehrmann zu rufen, nach dem er – ganz allein – einen sehr lädierten Kerl freigelegt hatte, der noch atmete. Der wurde dann abtransportiert und der Feuerwehrmann hatte zu Dédé gesagt: »Schöne Arbeit, mein Guter! Wenn alle es so machen würden … Weiter so!«

Und Dédé machte weiter. Man sollte meinen, er würde dafür bezahlt, dachte Simon. Er saß hinter dem Steuer des BMWs, da er im Moment nicht zur Verfügung stand, weil ein fieser Stein ihm den rechten großen Zeh zerquetscht hatte. So sagte er, schrie er! Es war nur richtig, dass er im Auto saß, dass er zu Martine und den kleinen blonden Härchen auf der Haut ihrer Schenkel hinüberschielte, auf denen die Schweißperlen oberhalb der schwarzen durchscheinenden Strümpfe glitzerten. Ja sicher, Simon war viel besser auf dem Leder des BMWs aufgehoben, der Luxusjunge! Ein verdammt cooler Schlitten, mit Kassettenradio, CB-Funk und allem!

Die Schlüssel klimperten, als sie bei dem minimalen Windzug aneinanderschlugen, den Martine hervorrief, als sie sich mit der Straßenkarte Luft zufächelte.

KAPITEL 10

Samstag, der 16. August, 16.12 Uhr – Aix-en-Provence

Imbert leerte einen Bierkrug mit Spaten, während Mercurey die letzten Seiten der ›Akte Weiß‹ durchblätterte. Sie hatten sich Zeit gelassen, um ein paar Sandwiches zu essen und einige Bier durchzuschleusen: Es dauerte ja einen Moment, bis man sich ein Minimum genehmigen konnte.

»Jetzt, Mercurey, weißt du so viel wie ich. Meiner Meinung nach ist die Sache jetzt reif. Diese Katastrophe wird als Auslöser, als Katalysator dienen: Die Ratten werden aus ihren Löchern kommen.«

»Ja. Es scheint nur einen einzigen Organisator für die Veredelung und die Verpackung zu geben. Bis in die Siebziger war es praktisch Handarbeit. Dann ging alles Schlag auf Schlag.«

»Genau. Und dann?«

»Und dann im Mai siebzig wurde Carbasi kaltgemacht. Seine Kiste explodierte auf offener Strecke. Bombe mit Zeitzünder. Einen Monat später wird Odile Rocher verhaftet. Bis dahin befanden sich die Labore in abgelegenen Ferienhäusern verstreut auf dem Land. Bei Odile in Le Jas de Baume war die Zentrale. Mit Labor in einem geheimen Keller. Die Organisation war trotzdem nicht schwerfällig. So war ein schneller Umzug immer möglich.«

»Fällt dir sonst nichts auf?«

»Nein.«

»Schau dir die beschlagnahmten Mengen aus der Zeit an.«

»Ja tatsächlich. Für fünf zerstörte Labore ist das ein bisschen wenig.«

»Schlussfolgerung?«

»Jemand hat die Nachfolge übernommen.«

»Exakt. Wer?«

»Derjenige, der Odile Rocher verpfiffen und Carbasi umgebracht hat oder hat exekutieren lassen.«

»Wieder richtig. Gib mir ein Bier und nimm dir selbst eins.«

Mercurey nahm zwei Bier aus einer Schublade des Schreibtischs und öffnete sie.

»Es wird langsam warm.«

»Nicht so schlimm. Spaten trinkt man nicht eisig. Denk weiter laut nach. Was ist nach siebzig passiert?«

»Nichts.«

»Wie, nichts?«

»Alles ist so weitergelaufen. Die Zahl der überprüften Süchtigen ist weiter gestiegen. Also haben die Labore weitergearbeitet und harte Drogen geliefert. Das setzt auch ein unglaublich gut organisiertes Vertriebsnetz voraus.«

»Du hast gesehen, dass alle Lieferanten, die Dealer, nicht in der Lage gewesen sind, wen auch immer zu identifizieren. Selbst diejenigen, die gern gewollt hätten, um eine Schanklizenz oder irgendeine Kaschemme zu behalten.«

»Ja. Trotzdem scheint es so, als ob die Kontakte der zweiten Ebene Nutten gewesen wären. Das ist zwar nicht sofort ersichtlich und man hat sie nicht schnappen können, weil manche tot sind, andere sind umgezogen, haben die Region gewechselt. Die, die man erwischt hat, konnten nichts sagen. Die Macht der Organisation besteht darin, dass sie laufend die Führungskader auswechselt und dass sie sich abschottet.«

»Ganz richtig! Und die Labore?«

»Man hat seit siebzig kein einziges mehr gefunden. Chef, trotzdem, die Direktion hat sich nie lumpen lassen. Selbst die Drogenfahndung hat uns während unserer Zusammenarbeit geholfen. Offizielles Fazit: keine Labore mehr in der Region.«

»Du weißt genau, dass das nicht wahr ist! Der Kerl, der die ganze Sache organisiert, wird die Gewinne aus der Veredelung nicht anderen überlassen. Er hat Ansehen und das Hirn, eine schöne Mafiaorganisation aufzubauen. Also wo sind die Labore?«

»Ich weiß es nicht. Ehrlich. Und Sie?«

»Ich auch nicht. Aber wir werden sie finden. Ich habe da so eine

Vermutung. Überleg mal: Das, was wir nicht blockieren, bewegt sich weiterhin. Aber keine Sorge, wir werden sie finden. Und die dicken Fische fangen.«

»Womit fangen wir an?«

»Mit wem? Mit Muginello! Ettore. Dem Idol der Stadien. Du hast seinen Namen in der Akte auf Seite 22 gelesen: Sein Stall bringt ihm viel ein, und er erweitert seine Personaldecke andauernd. Es fehlen nur noch wenige Seiten im Bericht: Ich habe sie im Kopf, sie sind bereit, getippt zu werden. Trink aus, wir gehen. Ich hoffe, dass man durch die Stadt kommt und dass er keinen Betonblock auf den Kopf bekommen hat. Das hätte er zwar verdient, aber noch nicht jetzt!«

Sie warfen die leeren Bierflaschen in den Papierkorb, räumten die Bierkrüge unten in den Aktenschrank und gingen die Treppe hinunter. Imbert zu Pferd auf dem Kriegspfad: Man kann nicht alles haben!

Mit einer Fougasse und einem Brot unter dem Arm und einer Calisson im Mund trat P.-J. über die Schwelle der Bäckerei. Die Julisonne traf seine Augen wie ein Magnesiumblitz. Die Marzipanraute mit Zuckerguss hinderte ihn daran, den Mund weit aufzureißen, als der imposante und funkelnde blassblaue Ford Galaxie vor dem Geschäft des fettleibigen Bäckers hielt. Er machte es wett, indem er die Augen aufriss. Mehr als der Traumschlitten war Carbasi der Grund seiner Aufregung, der komplett in rosa Tergal gekleidet war und wie Victor Mature strahlend lächelte. Wie kann ein vernünftiger Kerl, der in R8 und Renault Dauphines investierte, so ungeniert aus diesem amerikanischen Schlitten steigen, der deutlich über seinen Möglichkeiten lag?

»Na, Herr Student, im Urlaub? Willst du eine Runde mitfahren?«

P.-J. hatte gerade seine mittlere Reife gemacht; mit Schuljahresbeginn sollte er das technische Gymnasium besuchen, um einen Abschluss als Automechaniker zu machen. Dort mitzufahren war fast wie Hausaufgaben über die Ferien. Natürlich ohne den Spaß der Angeberei mitzurechnen: Vorausgesetzt man fuhr an Freunden vorbei, die er dann nicht anschauen würde.

Er schluckte seine Calisson auf einmal hinunter, und Carbasi erahnte sein süßes, teigiges Ja mehr, als er es hörte.

Einige Augenblicke später schwebte P.-J. auf grauem Leder mit weißen Ziernähten. Und Carbasi betätigte – oh Gipfel des Luxus – die elektrischen

Fensterheber. P.-J. bemerkte ein Tuch aus blauer Seide, das unter dem beeindruckenden Armaturenbrett festgebunden war. Nun war Carbasi nicht verheiratet. Und auch nicht der Mann, der diese Art parfümierter und auffälliger Dinge zur Schau trug. Er sah P.-J.s Blick: »Tja, mein Kleiner, irgendwie muss man im Leben zurechtkommen. Mit meinen Anteilen an den Dauphines ist das hier nicht zu bezahlen, auch nicht mit meiner Rente als Veteran. Besonders wenn man keine bekommt, wie wir ehemaligen Algerier!«

Und Carbasi schlug mit der flachen Hand auf das seidig glänzende blaue Lenkrad. Das Auto glitt geschmeidig durch Aix; die Natursteinhäuser warfen das Sirren der Reifen mit den weißen Flanken durch die heruntergelassenen Fensterscheiben zurück.

P.-J. war selbst jenseits des Glücks bewusst, das weit über ein extrem wohliges Gefühl à la Hollywood hinausging, dass er an etwas Verbotenem teilnahm. So wie beim ersten Päckchen Zigaretten, das er mit Valérie gekauft hatte, seiner Freundin, die ihn ihre Möpse berühren ließ. Nicht so wahnsinnig, übrigens. Er schwieg und genoss eine Ewigkeit den Achtzylinder.

»Siehst du, Kleiner, dein Vater mit seiner Werkstatt, der hat Geld, das ist sicher. Der ist ganz locker. Aber nicht so wie die Dame, der das Auto gehört. Und außerdem, wenn es dich interessiert, sie arbeitet nicht mal. Sie begnügt sich damit, die Einnahmen zu kassieren.« »Was macht sie denn von Beruf?« »Man kann sagen, dass sie Hostess ist. Und auch ein bisschen Geschäftsfrau. Weißt du, du bist ein guter Junge. Wir kennen uns jetzt schon ziemlich lange, nicht wahr?« Carbasi drehte sich lächelnd zu P.-J., der entlang der Linie der langen Motorhaube geradeaus nach vorn schaute. »Wenn du einverstanden bist … in den Ferien hast du doch Zeit? Könntest du ein paar Kurierfahrten mit deinem Fahrrad machen? Ja? Das würde dir etwas Taschengeld einbringen. Was meinst du?«

»Ich weiß nicht recht. Mein Vater …«

»Tststs … Sie heißt Odile. Ich fahr sofort bei ihr vorbei. Du wirst sehen, sie wird dir gefallen. Schau, ich arbeite mit ihr. Sie leiht mir das Auto: Das schöne Leben eben! Wir gehen einen Moment zu ihr, und dann setz ich dich an der Ecke bei dir ab.«

P.-J. hatte weder Lust noch Kraft abzulehnen. Auf der Rückbank begannen das Brot und die Fougasse schon im grellen Licht des Sommers hart zu werden.

KAPITEL 11

Samstag, der 16. August, 19 Uhr – Aix-en-Provence

Martine riskierte es, noch einmal in die Wohnung zu gehen, um einige Sandwiches zu holen. Ihnen waren die Reservelebensmittel ausgegangen. Die Fahrspuren freizuräumen war für alle das höchste Ziel. Der Zugang zum Cours Mirabeau war frei, zumindest auf einer Spur. Ganz oben schien die Straße, die Ettore zuvor hinaufgegangen war, ebenfalls frei zu sein. Alle begann der Durst zu plagen. Es war zwar über Lautsprecher angekündigt worden, dass der Bevölkerung bald Wassertanks zur Verfügung stünden, aber es würde garantiert trotzdem an Getränken und Wasser mangeln.

Der kleine Trupp hatte einige Flaschen leer getrunken, die er in Ettores Keller in Beschlag genommen hatte. Gigondas, Tavel, Châteauneuf du Pape … Sie waren fast völlig blau, so sehr hatten Martines Sardellen ihnen die Kehle versalzen. Pierrot wartete an ein Autowrack gelehnt auf die Ankunft von Ettore und Rita. Dédé schnarchte im Schatten. Die anderen schlugen die Zeit damit tot weiterzutrinken.

Im BMW wurden Martine und Simon trotz der heruntergekurbelten Fenster auf starker Flamme gegart. Was Letzterem erlaubte, keinen von Martines Reizen zu übersehen, deren Kleid bis zu den Brüsten aufgeknöpft und über die Strapse hochgezogen war. Für nichts auf der Welt wären sie aus diesem Auto gestiegen. Martine, weil sie unbedingt ihr Privileg deutlich machen wollte, Simon aufgrund eines Gedankens, der sich ihm aufdrängte. Während er die vor Schweiß tropfnasse Martine schamlos im Schritt streichelte, reifte in Simon ein irrsinniger Plan.

Max und Serge, die auf dem Pflaster saßen, reichten eine lauwarme

Flasche Lacryma Christi hin und her und warfen ihnen böse Blicke zu.

In der glühend heißen Luft bildete sich ein Aufruhr, ein Beben, als ob der Tag ins Schleudern geriet.

Simons Plan schien sich plötzlich zu verselbstständigen. Seine rechte Hand ließ Martine vor Lust stöhnen und die Kugel, die er ihr mit der linken Hand in den Kopf jagte, unterbrach nicht einmal ihr orgiastisches Keuchen.

Niemand hatte mehr die Zeit einzugreifen; der BMW machte einen Satz und erbrach im Vorbeifahren Martines Körper vor dem immer noch schlafenden Dédé.

Simon betrachtete die zerklüftete Straße als Rallyepiste, die von Hilfsfahrzeugen verstopft war. Er hatte keine Zeit zu verlieren, die anderen würden bald reagieren.

»Der Schmuck ist im Kofferraum. Ich haue aus diesem Chaos ab, das große Leben liegt vor mir, die Schweiz, Tahiti und alles …«

Simons Gedanken waren in Aufruhr. Er schlug mit der Faust auf das Armaturenbrett, hupte, ließ den Motor aufheulen und steuerte schnell und geschickt zwischen den Hindernissen hindurch.

Alle vermuteten einen Notfall, sie gingen beiseite und Simon fuhr vorbei, raste vorbei.

»Ettore, dieser Idiot, hat mir die Lösung verraten. Ich werde die Straße in die Alpen nehmen. Und dann immer geradeaus, meine Freunde!«

Am Ende des Boulevards, an der roten Ampel, erschien ihm die Gasse gefährlich, die kaum von Schutt befreit und verstopft mit Fahrzeugen war. Er hatte aber keine Wahl. Besonders, als er im Rückspiegel seine vier Komplizen bemerkte, die sich zu seiner Verfolgung aufgemacht hatten. Im Sprint.

Im zweiten zog die Karre und ließ die Steinchen unter den Reifen fliegen. Er musste da durch, koste es, was es wolle!

Ein Menschenauflauf versperrte die Durchfahrt, und Simon spürte, wie der Unterboden das Geröll platt drückte, über das er fahren musste. Er drehte sich beinahe. Er fluchte erneut, als die gesamte linke Seite der Karosserie beim entstehenden Blechschaden schepperte, während er die Durchfahrt neben einem Krankenwagen erzwang.

Man hielt ihn nicht auf.

Simon jubelte, als er nach links auf die Ringstraße lenkte, nach Norden.

»Es ist so gut wie geschafft! Vor Venelles wird die Dorfstraße von Les Platanes todsicher frei sein. Sie ist eine wichtige Zufahrtsstraße, die können

sie nicht blockiert lassen. Sie haben jetzt genügend Zeit gehabt, sie freizuräumen. Und außerdem wollte Ettore dort lang fahren, also …«

Er schaltete in den dritten und fuhr mit fast neunzig die abfallende Straße in Richtung Kreuzung hinunter. Bulldozer zitterten, entließen Rauchschwaden, während sie mitten in Gruppen von Menschen, die um das Schicksal eines Nachbarn, eines Elternteils besorgt waren, die Schutthügel und schief stehenden Bäume in Angriff nahmen.

Ein Bagger fuhr ganz plötzlich rückwärts und erwischte den BMW rechts in Höhe des Beifahrersitzes am Dach. Durch den Aufprall zerbarst die Windschutzscheibe, das Auto legte sich auf die Seite, rutschte in einem Funkenregen an die zehn Meter weit, überschlug sich einmal und blieb eingeklemmt von der Betonbrüstung an einer Tiefgarage liegen.

Einen kurzen Augenblick war Simon benommen, machte aber automatisch die Zündung aus. Er war unversehrt.

Schnell, der Schmuck!

Schon war der Baggerfahrer aus seinem Fahrzeug gestiegen und kam herbeigelaufen. Simon beruhigte ihn, nuschelte etwas von Kindern, die er abholen müsse. Der andere gab nach, er hatte genug zu tun und schien erschöpft zu sein.

Simon hatte den Kopf in die Hände und sich Zeit genommen, um seine Gedanken besser sammeln zu können. Die Ellenbogen hatte er auf das beschädigte Dach des BMWs gestützt. Als er sich wieder aufrichtete, waren seine Finger rot gefärbt. Er griff durch die zersplitterte Scheibe und wischte sie am Velours des Sitzes ab, auf dem das Blut von Martine trocknete.

Ohne sich weiter um den Schnitt auf seiner Stirn zu kümmern, raffte er die Taschen aus dem Kofferraum zusammen und lief zu der Garage. Normalerweise enthielten Tiefgaragen Autos. Das Metallgitter war heruntergelassen. Er stieg durch ein zerstörtes Schaufenster der Ausstellungsräume ein.

Das Schaufenster des an die Tiefgarage angrenzenden Renault-Autohauses: Sinibaldi S.A.

KAPITEL 12

Samstag, der 16. August, 19.30 Uhr – Aix-en-Provence

Serge, dessen Körperbau dem eines Stelzvogels glich, war schneller und hatte noch die Zeit zu sehen, wie der BMW am nördlichen Ende des Cours Mirabeau durch die Gasse raste. Er wartete am Eingang der kleinen Straße einige Augenblicke auf seine Freunde. Insbesondere auf Dédé, der kaum wach, geschweige denn nüchtern war; als sie Serge erreichten, standen sie kurz vor dem Ersticken. Max und Pierrot hatten die Revolver in der Hand.

Ein alter Mann, der gesund und wohlbehalten auf einer Matratze direkt an der Straße neben einer Kirche lag, schaute ihnen zu.

»Plünderungen! Schon wie zu der Zeit unserer Urgroßeltern, während der Choleraepidemie! Die Aasfresser werden die Hügel durchstreifen! Fürchtet Gott, Ungläubige!«

»Halt’s Maul!«, ließ Max im Vorübergehen fallen.

Sie nahmen ihren Weg wieder auf und kamen erschöpft oben an der Gasse an. Es boten sich ihnen zwei Möglichkeiten: War Simon auf die Ringstraße nach rechts in Richtung Marseille/Nizza abgebogen oder nach links in Richtung Sisteron/Grenoble? Sie teilten sich auf. Pierrot und Serge nach Norden, Max und Dédé nach Süden. Bei dem Lärm der Maschinen, die sich wie Hamster zu vermehren schienen, mussten die Jungen schreien, um sich zu verstehen, und wenn sie Zeit gehabt hätten, hätten sie sich über ihren Zustand gewundert, bewaffnet und dabei, Simon und den Schmuck zu verfolgen. Entschlossen zu töten.

»Kaltblütig, er hat sie kaltblütig abgemurkst!«, wiederholte Dédé ununterbrochen. »Eine so schöne Frau!«

Bevor sie sich aufteilten, vereinbarten sie, dass sie sich ab zweiundzwanzig Uhr am von Ettore vorgegebenen Ort treffen würden.

Zehn Minuten später hatten Pierrot und Serge den verlassenen BMW ausfindig gemacht, leer und einige Meter von der Stelle entfernt, an der Ettore und die anderen wieder zu ihnen stoßen sollten.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Serge.

»Wir setzen uns hin und warten. Ich will vor allem Rita wiederhaben. Ettore wird den Schmuck zurückfordern, aber ich muss ihn nicht unbedingt ohne Ettore zurückholen. Und außerdem ist er der Vernünftigste. Du siehst ja, wie wir blindlings draufloslaufen.«

»Nach dem, was er mit Martine gemacht hat! Er hat sicher ein anderes Auto gestohlen. Zu Fuß, mit den Taschen, da kommt er nicht weit.«

»Oder aber, er versteckt sich in einer Ecke. Und wartet, genauso wie wir …«

Hinten in der Werkstatt lud Simon die Taschen in den Kofferraum eines brandneuen R30 TX, der mit vorläufigen Kennzeichen zur Auslieferung bereitstand.

KAPITEL 13

Samstag, der 16. August, im Laufe des Nachmittags – Aix-en-Provence

Als Lydie noch ganz klein war, wusste sie bereits, dass sie in Aix bleiben würde, da ihre Mutter sich nach dem Tod ihres Vaters geweigert hatte, das kleine Haus an der Straße nach Ventabren zu verlassen. Als ihr angekündigt wurde – sie war etwa zehn Jahre alt –, dass sie nach Bandol in Urlaub fahren würden, hatte sie geweint. Ein Freund, bei dem Papa Änderungen an der Elektroinstallation vorgenommen hatte, stellte ihnen ein winziges Haus zur Verfügung. Sie hatte dann aber derart den Appetit verloren, sogar auf die Oliven aus Aubagne, dass sie schließlich nicht abgereist waren. Und Lydie war weiterhin täglich mit ihrem Fahrrad den Cours Mirabeau entlanggesaust, auf dem die Platanen die Sonne widerspiegelten wie Discokugeln.

An einem Nachmittag war sie gestürzt, als sie losfuhr, weil sie einem nicht mehr in die Zeit passenden Schäfer dabei zusah, wie er seine Herde die Straße entlangführte. Dieses Mal war sie nicht nach Aix gefahren. Sie saß am Rand im Gras und massierte sich das sternförmig aufgesprungene Knie, als der Schäfer auf ihrer Höhe angekommen war. Er musste achtzehn Jahre alt gewesen sein.

Bevor er mit seinen Schafen weiterzog, hatte er die Fahrradkette wieder aufgezogen. Ohne ein Wort an Lydie zu richten, die sich über seine sicheren Bewegungen wunderte. Dann hatte sie zugesehen, wie die kleinen, weißen, blökenden Wolken sich entfernten. Andere Schafe hatten sich in ihren blauen Augen gespiegelt, als sie sich inmitten des kleinen Stücks Garrigue, einer Art Heidelandschaft, hingelegt hatte, das von einer Steineiche überragt wurde, die ihr Fahrrad hütete.

Die gesamte Landschaft um Aix sowie die nahe, hinter dem Hitzeschleier flimmernde Stadt hatte sie eingesogen. Es schien, als wäre der Duft des Bohnenkrauts und des wilden Thymians für immer auf ihrer Haut geblieben.

Das sagte auf alle Fälle viel später der junge dunkle Mann, den sie später heiraten sollte, als er sie in einer Borie, einem kleinen steinernen Rundbau, nach einem Spaziergang im Luberon geliebt hatte. Damals studierte sie noch im sechsten Semester klassische Philologie an der Fakultät von Aix. Er beendete das Studium der Zahnmedizin. Zahnarzt, ein lukrativer Beruf, wenn es so etwas gibt. Sodass die Tatsache, dass sie nicht unter den 3,1 Prozent war, die den Abschluss schafften und so an weiterführenden Schulen lehren durften, sie nicht allzu sehr erschütterte; sie las Tacitus, während sie die Termine für ihren Mann notierte.

Zumindest anfangs, später nahm er sich eine Sekretärin und sie konnte sich in aller Ruhe langweilen. Herodot, Pindar und Sueton hatten aufgehört, ihr neue Horizonte zu eröffnen. Sie ging also zurück an die Fakultät, um Soziologie zu studieren. Die alten Wunschträume trieben sie an, alles umzuwälzen – was ist das schließlich für eine Gesellschaft mit ihrer Scheißkohle!

Und dann nahm sie sich bereits am Ende des ersten Monats der Vorlesungen einen Liebhaber in der Person eines jungen Kommilitonen, der sie leidenschaftlich in seinem Auto liebte, das auf offener Strecke stand. Sie hatte zugestimmt, ihn mit einem Ersatzkanister zu seiner Ente zurückzufahren, die er mit leerem Tank zurückgelassen hatte. Nur sein Blick wandte sich zu den Steineichen, die am Rande eines schmalen Weges Wache standen, als er ihren geknöpften Rock öffnete und ihren scharlachroten Slip zerriss. Dann betätigte er den Liegesitz, und sie sah nur noch das Kunstleder des Autodachs. Danach verbrachte sie zwei oder drei Nachmittage in seiner Gesellschaft, ohne es wirklich zu wollen, bevor er die Sache beendete, indem er sie in den Fluren der Fakultät nicht einmal mehr anlächelte.

Nach drei Monaten Vorlesung widerte sie die Soziologie an, und sie teilte ihre Zeit auf zwischen flüchtigen Besuchen bei Bridge-Freundinnen und ihrer Mutter und deren Garten, der ihre alte Liebe für die Erde und Pflanzen wiedererweckte. Der Vater war urplötzlich gestorben, nur wenige Tage, nachdem er in den Ruhestand gegangen war, als hätte die Tatsache, dass er nicht mehr unter Druck stand, sein Herz von einer Art rettendem Korsett befreit.

Eines Morgens war er aufgestanden, hatte die Eingangstür geöffnet und dann hatte ihre Mutter ihn auf der Schwelle zusammenbrechen sehen, wie eine alte Vogelscheuche, deren Fall eine Schar Drosseln auffliegen ließ, die von vereinzelten Krümeln angelockt worden war.

Die Beerdigung fand an einem stürmischen Tag im engsten Kreis der Familie und Nachbarn statt, nicht mehr. Alles war sehr schnell gegangen. Der Rückweg vom Friedhof war in strömendem Regen ertränkt worden. Lydie erinnerte sich an Fausto, den Nachbarn, einen Maurer, der verstohlen auf ihre Brust geschaut hatte, die durch eine schwarze nasse und deshalb quasi durchsichtige Hemdbluse enthüllt war, während ihre Mutter, in Trauer, allen bitteren Schlehenlikör servierte.

An all das dachte Lydie kaum, als sie auf das kleine Haus zueilte, dessen Garten voller Tomaten und Zucchini stand. In ihrem Unterbewusstsein arbeitete aber die alte Aufregung in ihr. Sofort hatte sie den Besuch bei ihrer Mutter als eine absolute Notwendigkeit empfunden. Sie hatte P.-J. sowie das Kind und das ganze Flüchtlingslager einfach stehen lassen und den Weg nach Ventabren eingeschlagen. Jetzt gestand sich Lydie ihre Erschöpfung ein, die sie bis dahin ignoriert hatte, und bedauerte die Entscheidung. Ihre Mutter war nicht allein. Die Nachbarn würden sich um sie kümmern, wenn sie überlebt hatte. Im anderen Fall war sowieso nichts mehr von Bedeutung.

Trotzdem ging sie weiter, einzig und allein, weil sie P.-J. gesagt hatte, dass sie es tun würde und dass sie auf diese Rückkehr in die Kindheit beharrte, seitdem sie an der Schwelle zum Tod gestanden hatte. Welches andere Mittel hatte sie, um herauszufinden, was in ihrem Inneren noch übrig war?

Derselbe Horror wie zuvor erwartete sie entlang des Weges. Klagegeschrei, Schutt, Blut und Verzweiflung. Anfangs war sie mit kleinen Schritten gelaufen, während die Bilder des Morgens, vor denen sie flüchtete, noch einmal vor ihrem inneren Auge vorbeizogen. Gérard ausgestreckt quer in der Tür, der Sohn des Hausmeisters, dessen Kopf gegen die Möbel schlug, nachdem er von einer Kugel aus P.-J.s Revolver getroffen worden war.

Dann hatte sie das Tempo reduzieren müssen; ihre eleganten geflochtenen Schuhe erlaubten ihr nicht, über den harten Schutt zu gehen. Sie lief Gefahr, sich die Knöchel zu verstauchen.

Sie war gezwungen, nah an der Kathedrale Saint-Sauveur vorbeizugehen. Als sie sah, wie ein Mann mit Steinen beworfen wurde,

überfiel sie plötzlich große Angst. Er lehnte es ab, an das Ende der Welt zu glauben und zu bereuen. Prozessionen organisierten sich, mit blutigen Bußsakramenten, die mit Behelfspeitschen zugefügt wurden. Um sich zu demütigen, trugen sie auch zerrissene Leichen wie wertvolle Reliquienschreine.

Sie versuchte, Abkürzungen zu nehmen. Das Schicksal entschied erneut an ihrer Stelle: Als sie durch ein altes Wohnviertel ging, in dem die Rettungsfahrzeuge zum Einsatz kamen, war sie gerade an Ort und Stelle, als man es schaffte, eine junge Frau aus den Trümmern zu bergen. Sie brauchte Blut. A positiv. Lydie hatte A positiv. Ein junger blasser Assistenzarzt mit Tränensäcken unter den Augen führte die Transfusion durch.

Als sie wieder aufbrach, gab er ihr als Dank einen Klaps auf den Rücken. Er konnte nicht mehr geben. Lydie hatte dort eine gute Stunde Zeit verloren.

Als sie im Begriff war, in ein von Kastanien überschattetes Gässchen einzubiegen, blieb sie abrupt stehen. Mit dem Rücken zu ihr stand breitbeinig zehn Meter von ihr entfernt ein Junge von siebzehn, achtzehn Jahren. Er hielt ein Jagdgewehr fest in der Hand. Ein anderer Aufpasser war etwas weiter entfernt postiert. Zwischen den Wachposten stapelten drei Kinder im selben Alter wertvolle Möbel in einen Handwagen. Die Stadtpalais, die die Straße säumten, hatten standgehalten, jedoch waren ihre Bewohner offensichtlich von Panik erfasst geflohen. Ein Glücksfall für die Plünderer. Und es hatte gerade erst begonnen.

Lydie musste warten, bis der Bollerwagen voll war. Erst dann konnte sie ihren Weg fortsetzen. Eine große schmiedeeiserne Gittertür blieb offen stehen. So sah man, dass sich auf den Steinfliesen aus dem Département Gard Objekte stapelten, die die Plünderer nicht mehr hatten mitnehmen können. Darunter ein Halbrennrad. Funktionstüchtig.

Lydie beschlagnahmte es.

Den Rest des Weges nahm sie nicht wahr, so selbstvergessen war sie.

Als sie in Sichtweite des Landhauses kam, erstarb der Nachmittag langsam im Feuerschein, der einen starken Mistral erahnen ließ.

KAPITEL 14

Samstag, der 16. August, 17.10 Uhr – Aix-en-Provence

Hubert Imbert zog Mercurey kräftig am Ärmel. Sonst wären sie wegen des ihnen entgegenkommenden BMWs gegen eine entwurzelte Platane gedonnert.

»Was ist denn das für ein Idiot! Schreib sein Kennzeichen auf, Mercurey, der bekommt Post von mir! Oh Mann! So ein Scheiß! In Anbetracht der Situation … eine Geldstrafe …«, fügte Imbert hinzu und nahm seinen Weg wieder auf.

Um gleich danach wieder anzuhalten: »Ein BMW, man sollte fast meinen, es ist der von Ettore.«

Es war ihm gelungen, seinen privaten Citroën CX ganz nah an Ettores Wohnung zu parken. Dem Ersten auf der Liste. Was den Zweiten anging, so rechnete Imbert damit, dass er die Idee verfolgen konnte, die er Mercurey noch nicht preisgegeben hatte. Von Weitem zeigte er auf das Gebäude, in dem Ettore wohnte.

»Da ist es. In der ersten. Glaub mir, mein Guter, mit deinen bescheidenen Bezügen könntest du dir nicht eine solche Bude leisten«, sagte er, während er sich eine Disque Bleu anzündete. Das Gebäude schien standgehalten zu haben. »Hoffen wir, dass der Champion zu Hause geschlafen hat.«

»In den Armen der schönen Martine.«

»Sag mal, du hast die Akte aber gründlich gelesen! Du hast doch nicht etwa Lust, mir meinen Posten wegzuschnappen?«

Und Imbert platzte vor Lachen, das noch bis vor den ausgeraubten

Juwelierladen anhielt. Die völlig durcheinanderliegenden Vitrinen zogen den scharfen Blick Imberts auf sich.

»Denkst du dasselbe?«

»Ja, Chef. Aber wenn wir uns um diesen Schaden kümmern, lenkt uns das ab. Von der Sorte wird es zig geben. Und vor morgen werden die Plünderungen organisiert sein, bei diesem Chaos liegen uns in achtundvierzig Stunden an die vierzig Erpressungen vor. Es tauchen dann Leute auf, die dazu fähig sind, für einen Farbfernseher zu töten. Obwohl sie nicht einmal mehr ein Haus haben!«

»Sag, was du willst, es ist schwierig zu widerstehen. In diesem Fall sind wir in der Nähe. Gehen wir nachschauen.«

Imbert warf seine Zigarette fort und trat gefolgt von Mercurey in das Geschäft. Einige Augenblicke reichten ihnen, um sich zu überzeugen. Die leeren, überall verstreuten Schatullen ließen sich nicht durch das Erdbeben erklären.

»Die Kollegen werden viel Spaß haben mit solchen Plünderungen. Die beraubten Überlebenden und die Erben kannst du dann in Scharen angelaufen kommen sehen«, sagte Imbert. »Komm, lass uns gehen, hier gibt’s nichts zu sehen.«

»Das sehen Sie richtig«, sagte Mercurey, während er die Treppe hinaufstieg. »Aber Muginello ist nicht unbedingt der Urheber dieses Einbruchs.«

»Nein. Und überhaupt, für ihn ist es zu riskant, das stinkt nach einem Amateur, der die Gelegenheit wahrgenommen hat. Und wenn er es ist, wirst du’s nie erfahren. Vergiss das jetzt und pass auf.«

Imbert stand vor der Tür von Ettores Wohnung, außer Atem von dem Aufstieg, zog seinen Revolver und sah Mercurey streng an: »Von jetzt an wundere dich über nichts. Der Zweck heiligt die Mittel. Unser Freund Ettore hat keine weiße Weste. Es ist vielleicht nötig, ihn ein bisschen zum Handeln zu zwingen, um Dinge herauszufinden. Wir werden auch plündern. Mit legalen Mitteln tritt man auf der Stelle. So kommen wir nicht voran: Von jetzt an bewegen wir uns am Rande der Legalität.«

Mercurey hielt dem Blick stand.

»Sie können auf mich zählen.«

Ohne zu klingeln trat Imbert kräftig mit dem Fuß auf Höhe des Schlosses gegen die Tür. Die nachgab.

Sofort standen beide in der Diele und suchten mit ihren gezückten

Waffen den Raum ab. Die Wohnung wurde nur vom heftigen Knacken des beschädigten Gebäudes belebt. Imbert trat in den Raum, wobei er auf die herausgerissene WC-Tür trat. Er begann, systematisch zu suchen, leerte Kleiderschränke und die Schubladen der Kommode, als Mercurey aus dem Salon nach ihm rief.

Er stützte sich auf den Kamin aus rosa Marmor und zeigte auf den niedrigen Tisch: »Acht Gläser. Ettore hat Besuch gehabt.«

»Vielleicht gestern Abend.«

»Nein. Gerade erst …«

Mercurey hielt ihm die offene Hand hin: »Das lag unter dem Tisch.«

Imbert griff nach der dünnen roten Schnur, die durch ein Rechteck aus weißem Zeichenkarton lief.

»Dreitausendsechshundertzwanzig Francs. Graugold. Ettore hat die Chance doch nicht ausgelassen … Er steigt in meiner Achtung. Aber er hat einen dummen Fehler gemacht, indem er dieses Beweisstück liegen gelassen hat. Der Wahnsinn muss ihn gepackt haben, eine Art Schwindel im Anblick des Schmucks«, sagte Imbert, als er das Etikett in die Tasche steckte. »Er hat einen großen Coup gelandet und ist in Eile abgehauen. Ich könnte schwören, dass er noch weitere Spuren hinterlassen hat.«

»Er ist eben wie ein Goldgräber, den das Fieber gepackt hat!«, rutschte es Mercurey heraus.

»Durchsuch du die Sachen hier weiter, ich schaue in seinem Arbeitszimmer nach.«

Imbert verzog angesichts der Fülle an Goldbronze und drapiertem Samt das Gesicht.

»Man könnte meinen, ich durchsuche eine Operninszenierung von Wagner«, murmelte er. »Wenn man bedenkt, dass er beim Fiskus als Investmentberater gemeldet ist …«

Alles musste dran glauben. Schnell. In einer guten halben Stunde fand er nichts Verwertbares. Nichts als redliche Papiere. Imbert hatte dabei die Möbel, die noch unbeschädigt waren, verschoben, alle Bücher durchblättert und auf die Schnelle das Parkett untersucht.

»Nix!«, sagte er zu Mercurey. »Und bei dir?«

»Auch nichts. Wir brauchen nicht darauf zu hoffen, Drogen oder seine Kontobücher zu finden. Ich habe nur das hier gefunden.«

»Verarschst du mich? Ein Kochbuch. Wenn du versuchst, mich zu ärgern, such dir was Besseres!«

»Es sind handgeschriebene Rezepte.«

»Ja und? Es ist nicht das von Ettore handgeschriebene Rezept für Steak mit Fritten, das ihn uns weich gekocht serviert.«

»Einige erscheinen merkwürdig. Schauen Sie mal bei den gebratenen Rindernieren: *Butter, Nieren, Schalotte, 62/1,5/01*. Lustige Art, die Mengen zu notieren. Man kann es natürlich auch so lesen: 62 Gramm Butter, anderthalb Nieren, eine Schalotte …«

»Man könnte meinen, das ist ein Geburtsdatum: 15. Januar 1962.«

»Oder eine Telefonnummer: 62.15.01. Das ist in Aix. Schauen Sie, was danach steht: *Die Nierenstücke in vierzig Gramm Butter schnell anbraten* … Nicht zweiundsechzig! … *salzen, pfeffern und die fein gehackte Schalotte hinzufügen. Nach fünf Minuten (Melissa bevorzugt acht Minuten) sind die Nieren* … Meiner Meinung nach ist 62.15.01 die Telefonnummer der erwähnten Melissa. Ihrem Namen nach dürfte sie zu Ettores Stall gehören.«

Imbert runzelte die Stirn und blätterte das Buch durch, in dem ab und zu eine leere linierte Seite darauf wartete, dass man Rezepte eintrug. Ettore hatte ungefähr zehn aufgeschrieben. Keine außergewöhnlichen.

»Absurde Vermutung. Hältst du Ettore für nicht in der Lage, die Nummer einer Prostituierten zu behalten? Zumal sie ordentlich im Telefonbuch stehen dürfte. Ich wette, dass wenn es eine ist, es die Nummer einer Kneipe ist, in der er sie treffen kann. Oder besser, einer öffentlichen Telefonzelle. Abgesehen davon bist du da auf etwas gestoßen. Wir nehmen uns dieses Ding später genauer vor. Es könnte sein, dass bestimmte Ziffern Mengen oder Summen oder … warte mal …«

Mercurey, der in einem purpurroten niedrigen Lehnsessel zusammengesunken war, eilte herbei.

»Er hat die Zahlen in anderen Rezepten mit einem Bleistift unterstrichen! Da: *Kuheuter in Traubensauce*, 500 g Kuheuter! Und da: *Auflauf mit Backpflaumen,* 85 Backpflaumen. Ein Mittwochsrezept! So ein Unsinn! Mein Guter, wir werden das später schon verstehen, wir behalten es: Das ist sein Logbuch, und er hat es vergessen.«

»Wir müssen ihn erst wiederfinden, Chef. Und wenn wir ihn wiederfinden, eine Stufe höher gehen. Dem Handel in Aix den Kopf abschlagen.«

»Meiner Meinung nach steht Ettore über eine Prostituierte in einem Bordell in Kontakt mit einem hohen Tier. Oder mit mehreren, aber das würde mich wundern. Kein Risiko: Er ist als Zuhälter und sie als Hure bekannt. Das

ist alles, man kann nichts machen. Eine einwandfreie illegale Tarnung. Er erhält seinen Anteil auf das Heroin und das Bordell: Zweimal abgesahnt! Gut gemacht! Wir versuchen die Sache mit der Nummer. Ich kann dir eins sagen: Diese Melissa, die Kollegen von der Sitte haben sie für mich erfasst. Francine Sorbier alias Melissa. Ich schwöre drauf, das ist nicht ihre Nummer. Sie ist der nächste Kontakt für das Drogengeschäft mit Ettore. Die einzige Möglichkeit ist jetzt, über die Zentrale zu prüfen, ob er noch besteht. Anschließend statten wir der Schönen einen kleinen Besuch ab. Schreiten wir zur Tat!«

»Sagen Sie mal, Chef, die Adresse von Melissa, haben Sie die?«

»Ich habe nicht nur ihre Adresse, ich KENNE sie sogar!«, brach Imbert in Lachen aus. »Ich trinke zwar gern das Bier der Trappisten, aber zum Mönch werde ich deshalb noch lange nicht.«

Und er zwinkerte ihm anzüglich zu.

Unten, schon auf der Schwelle, zog ein Menschenauflauf ihre Aufmerksamkeit auf sich. Die Leute gestikulierten in alle Richtungen. Ein Feuerwehrmann brachte im Laufschritt eine Decke herbei.

Imbert hielt einen vergnügten Jungen an: »Was ist los?«

»Eine tote Frau!«, antwortete das Kind, ganz stolz, Zuhörer zu haben. »Nicht wegen dem Erdbeben, erschossen! Sieht komisch aus …«

Er wollte den Körper beschreiben, aber Imbert und Mercurey gingen bereits fort, diese Undankbaren. Imbert zeigte dem Feuerwehrmann seine Karte und hob die Decke an: »Erkennst du sie?«

»Martine de Martigues?«

»Ja. Ettore reißt die Brücken hinter sich ab. Oder aber er war nicht allein, und jemand versucht, ihn bei dem Coup zu hintergehen. Acht Gläser: eins für ihn, eins für Martine, bleiben sechs Unbekannte. Wir müssen uns ranhalten! Auf zur Zentrale!«

P.-J. sah im Halbschatten silberne Sterne funkeln. Ein Maler aus Aix hatte sie einst auf die nachtblaue Halbkugel über den Rundbogentüren aus französischem Nussbaumholz gemalt, die die mit kalten Tonfliesen versehene Vorhalle abschlossen. P.-J. wartete. Er hatte einen von Sonne durchfluteten Park durchquert. Der von Carbasi gelenkte Ford war einer von dunklen Zedern gesäumten Allee gefolgt. P.-J. erinnerte sich an Statuen aus grauem Stein, die am Eingang des mit kleinen weichen Kieseln bedeckten Platzes standen. Der Ort Le Jas de Baume mit seinen Vordächern, die kaum unter

dem Efeu hervorschauten, und seiner enormen Anzahl an roten Dachziegeln beeindruckte ihn durch sein Mysterium und seinen Luxus.

»Komm hier entlang, Kleiner!« Carbasi hatte eine zweiflügelige Tür halb geöffnet. Eine polierte Tür, die im Vorbeigehen in den dunklen Flur das Bild von P.-J. zurückwarf, den ein Stück Calisson quälte, das zwischen seinen kariösen Zähnen eingeklemmt war. Carbasi schob ihn in einen Raum, der gleichzeitig finster und golden war. P.-J. sah zunächst nichts, außer sich selbst in dem blassen Wasser eines Bildes im Stil Louis XV. über dem Kamin aus rosa Marmor, der ihm gegenüberstand. Dann hörte er zu seiner Linken jemanden atmen, drehte sich um, und all die Sterne mit feuchtem, hellem Schein zogen in seinem Herzen ihre schrägen Bahnen. Das Haar von Odile Rocher schien nicht enden zu wollen, verwob sich mit dem duftigen schwarzen Kleid, auf dem über der Brust gestickte, silberne Vögel bebten. Ihr Gesicht war von einer Feinheit und Ebenmäßigkeit, die schmerzte. Odile hielt ein geschliffenes Kristallglas in der Hand, das zur Hälfte mit einem dunklen Wein gefüllt war, und reichte es P.-J. Sie drehte sich mit trunkenen Augen zu Carbasi um: »Gott, hat er lange Wimpern!« An diesem Tag berauschte P.-J. ein halbes Glas Portwein für den Rest seines Lebens.

KAPITEL 15

Samstag, der 16. August, 19.20 Uhr – Aix-en-Provence

Die alte Dame saß inmitten des Gartens auf einem Stuhl im Stil von Henri II. Ihre braunen Hände zerknüllten mechanisch ihre dunkelblaue Schürze.

Als sie Lydie das Gartentor neben dem Haus aufstoßen sah, bewegte sie sich nicht, aber ihre Lippen begannen zu zittern. Echte Schluchzer kamen erst später.

In wenigen Augenblicken würde Lydie ihre Mutter umarmen und ihr von Gérards Tod erzählen, ohne in die Details zu gehen.

Alle Nachbarn hatten sich zu einer kleinen Gruppe versammelt. So verwandelte sich der Garten in ein Freiluftwohnzimmer, denn alle hatten Angst, in die rissigen Häuser zurückzukehren. Nur das Haus von Lydies Mutter hatte schwer gelitten: Sein Dach war nach innen gefaltet wie ein heruntergelassenes Segel.

Zum Glück kümmerte sich die alte Dame, die früh aufstand, um die Bewässerung der Tomatenpflanzen, ihren ganzen Stolz. Jeden Morgen überprüfte sie die Stützen, pflückte die reifen Tomaten, die Liebesäpfel, und verlegte den Bewässerungsschlauch. Anschließend verteilte sie sie an die Nachbarn. In ihrem Alter hat man nicht mehr so viel Appetit. Diese Leidenschaft für den Garten hatte sie gerettet.

Jetzt, an dem traurigen Nachmittag mit dem blutigen Himmel, verschlangen die Kinder von Fausto, dem Maurer, die Marmeladenbrote wie kleine Kannibalen. Sie saßen an einem mit Teakholz furnierten Esstisch und zertrampelten fröhlich die schöne Anordnung des Gemüses. Zwei Jungen und drei Mädchen zwischen zwei und acht Jahren.

Es waren dort, außer der Familie von Fausto, drei weitere. Und die Männer trugen die Möbel aus den ängstlich zu einem kleinen Weiler aneinandergedrängten Häusern, der einst ein solides Wehrdorf gewesen war. La Bastide Blanche. In einer Ecke unter einer Steineiche weinten in einem unpassenden Kunstlederwohnzimmer in sich zusammengesunken zwei Frauen und erzählten sich zum zigsten Mal, wie wenig nett die heilige Jungfrau sei.

Obwohl man in La Bastide Blanche keine Opfer zu beklagen hatte. Lydie musste Einzelheiten erzählen, Aix in Ruinen beschreiben, die Feuer, die Leichen, die Sirenen. Den Tod. Die Plünderungen hatten bereits begonnen und die Leute drehten durch, schrien nach Gott und verfluchten ihn.

Die Runde schwieg und schüttelte den Kopf, als ob sie versuchte, die Bilder des Geschehenen wieder ins Lot zu bringen. Aix war weit entfernt, und die Versuchungen hier geringer.

Lydie trank eine Tasse Kaffee und knabberte an einer kalten Pizza. Sie bat ihre Mutter, noch etwas zu warten. Sobald die Straßen in unmittelbarer Nähe von Aix freigeräumt seien, würde sie sie mit dem Auto holen kommen. Aber nein, die alte Dame wollte nicht. Ihr Platz sei hier und sie bewege sich nicht mehr. Fausto, seine Frau und die anderen würden sich um sie kümmern. Und außerdem sei er Maurer und würde die Häuser renovieren. Es gäbe keinen Grund, sich zu sorgen.

Lydie musste das akzeptieren, umarmte ihre Mutter und nahm ihr Fahrrad.

Bevor sie sich wieder auf den Sattel setzte, kündigte sie ihre Abreise in die Alpen an, ohne dass sie genau sagen konnte, wohin P.-J. sie bringen würde. Sie versprach, so bald wie möglich von sich hören zu lassen.

Als sie den zertrampelten Garten verließ, konnte sie noch sehen, wie Fausto ihr kurz ein Zeichen gab und die Augen zu einem stummen Lächeln zusammenkniff.

KAPITEL 16

Samstag, der 16. August, 21.30 Uhr – Aix-en-Provence

Quarantäne. Vom nächsten Morgen an wird man überall gelbe Fahnen aufhängen und sagen, dass alle unter Quarantäne stehen. Man wird schon froh sein können, wenn die Leichen fortgebracht wären. Das alles wird bald verwesen, die Ratten werden sich stark vermehren, Epidemien die kleinen Gemeinschaften der verstörten Zombies töten. Im Moment kümmerten sich die Hilfskräfte nur um die Lebenden. Es brachte nichts, dortzubleiben und auf einen weiteren Tod zu warten.

P.-J. befürchtete, dass es bald Stürme geben würde. Nach einer langen Trockenperiode lag eine drückende Hitze über der Stadt, die den süßen und ekeligen Geruch nach Tod befeuchtete. Er sah schon voraus, dass ein längerer Aufenthalt damit enden würde, dass man ihn in diesem Camp der Glücklichen festhielt. Nun musste er unbedingt in der Werkstatt vorbei, bevor er sich nach Pierrevert verzog.

Er wollte wissen, ob der Transporter mit den Ersatzteilen in der Nacht gut zurückgekommen war. Lächerliche belanglose Gedanken kamen ihm in den Sinn, wie Phantome der Gewohnheiten aus der Vergangenheit.

Die Schatten wurden noch dunkler, weil man Feuer anzündete, um Wasser zu erhitzen, damit einige Konservendosen erwärmt werden konnten. Der ganze mediterrane Schwung war in die Gesichter zurückgekehrt. P.-J. war darüber höchst erstaunt. Sie spielten regelrecht Unglück; Opfer des unabwendbaren Schicksals, wie man sie im Fernsehen um die Gulaschkanonen sitzen sieht. So wie die Kinder auf einer Wiese Einkaufen spielen, wenn ihre Eltern sie zu einer Grillparty mitschleppen. P.-J. konnte

nicht verstehen, wie er, fast gegen seinen Willen, in einer Art Trunkenheit den ganzen Tag damit hatte verplempern können, diesen Leuten zu helfen.

Plötzlich wurde ihm klar, dass Marc, der Vater des verletzten Jungen, seit einiger Zeit mit ihm sprach, ohne dass er irgendetwas hörte. Als er das Päckchen mit den Gauloises sah, verstand er und nahm eine Zigarette. Er zog ein paarmal, was er als sehr angenehm empfand.

»Schließlich haben wir Schwein gehabt.«

»Ja. Vielleicht.«

»Es hätte schlimmer sein können. Der Kleine kommt schon wieder auf die Beine. Seine Mutter macht sich Sorgen. Aber ich nicht.«

P.-J. schaute den schlafenden Jungen neben seiner Mutter an, die ihm noch immer den Kopf stützte. Schließlich hatte sich ein erschöpfter Arzt gefunden und ihm Erste Hilfe geleistet. Der Junge litt weniger, aber er musste so schnell wie möglich in ein Krankenhaus gebracht werden. Der Vater hatte nur ein paar schmerzstillende und schlaffördernde Tabletten in der Tasche.

Lydie war kurz vor der Geschichte mit dem Arzt gegangen. Oder … P.-J. wusste nicht mehr allzu viel. Plötzlich wartete er an Ort und Stelle ab und teilte die dürftige Mahlzeit dieser Leute: Brot vom Vortag und einen Bohneneintopf aus der Dose.

Er begnügte sich damit, nachdenklich den Kopf zu schütteln oder zu nicken, während der andere anknüpfte: »Wir werden zurechtkommen. Ihre Frau, kommt sie zurück?«

»Das ist nicht meine Frau.«

»Ah! Aber sie kommt zurück?«

»Ja, ich nehme es an.«

Um den Menschen zu beruhigen, der plauderte, als säßen sie in einem Wohnzimmer, fügte P.-J. hinzu: »Sie ist eine Nachbarin … meine Frau ist weiter oben, im Norden. Für sie besteht kein Risiko. Da ich sie treffen werde, nehme ich diese Dame mit zu Verwandten, die sie dort hat.«

Er machte eine unbestimmte Geste, die den anderen zufriedenstellte. P.-J. hatte Lydie gesagt, dass er sie bis einundzwanzig Uhr dreißig, zweiundzwanzig Uhr am Haus erwartete, dass er anschließend im Autohaus wäre, in dem er ein funktionstüchtiges Fahrzeug zu finden hoffte. Etwas nach einundzwanzig Uhr fünfundvierzig. Er musste sich auf den Weg machen und sich bemühen, keine unangenehmen Begegnungen zu haben. Hoffentlich hatte Lydie auch keine.

Er dachte an sie, an ihr entschlossenes Gesicht, seitdem sie losgegangen

war, und dass er sich dieser Tatsache bewusst war, verunsicherte ihn sehr. Seine Frau und die Kinder in Sicherheit waren ihm mehrmals am Rande durch den Kopf gegangen, aber ohne, dass er sich bei dem Gedanken aufhielt. Sie stellten ein festes Ziel dar, etwa wie ein Leuchtturm. Dahingegen war Lydie nur zwangsweise durch die Umstände an seine Seite gelangt. Ihr kantiges Lächeln und die meerblauen Augen ließen ihn sich wünschen, dass sie da wäre. Sonst nichts.

Er stand auf, erklärte diesen Leuten zusammenfassend, dass er gehe, um Lydie zu treffen und vielleicht zurückkommen würde. Der Tag war schnell vergangen.

Niemand schenkte ihm Beachtung, als er zur Allee ging, die des roten Asphalts beraubt war, und sich auf den Weg durch die Stadt machte. Als die Nacht hereinbrach, war der Anblick beim Grollen der Bulldozer, die die Ruinen mit ihren gelben Scheinwerfern absuchten, noch viel beeindruckender. Die Gruppen von Rettern arbeiteten im Schein dieser Metallsonnen weiter, während die Überlebenden auf den Ruinen saßen und vom Ende der Welt sprachen.

Von den Maschinen aufgewirbelte Staubwolken wölbten sich kurz über dem Boden und wurden von einer leichten nächtlichen Brise fortgeweht, die P.-J. zittern ließ. Er warf seine Zigarette fort und brannte mit seiner Sternschnuppe ein Loch in die Nacht.

Fast am Autohaus angekommen sah er, wie zwei junge Leute halfen, eine Leiche aus den Trümmern zu ziehen. Im grellen Schein der Scheinwerfer erschien der fast nackte Körper grau, überzogen mit schwarzen Streifen getrockneten Blutes.

Den tollen BMW 733i zu sehen, der am Anfang der Rampe zur Tiefgarage feststeckte, betrübte ihn. Ein schönes Auto zu ruinieren, war immer schade. Er legte im Vorbeigehen die Hand auf die beschädigte Karosserie und bewertete die Wunden und Brüche. Tot. Reif für den Friedhof. Er hoffte, dass der Fahrer es überlebt hatte. Er schaltete die Deckenlampe ein. Sie funktionierte noch. Die braunen Flecken auf dem Beifahrersitz beunruhigten ihn: Der Besitzer war ein Bekannter, ein Kunde, den er ziemlich häufig begrüßte. Muginello. Seine Freundin besaß einen schwarzen R5 Alpine, den sie schlecht fuhr und den man ständig einstellen musste. Was wohl aus Muginello geworden war? War er von dem Erdbeben überrascht worden?

Als P.-J. die Tür des Ladens rechts von der zersplitterten Fensterscheibe

wieder schloss, sah er zwei Kerle, die ihm von Weitem zuschauten. Der dicke Glatzkopf schien eine Frage zu stellen. Der andere nahm eine Hand aus der Tasche, um ihn daran zu hindern weiterzugehen.

P.-J. hatte das Gefühl, dass sie zur Werkstatt kommen würden. Sobald der richtige Augenblick gekommen war.

KAPITEL 17

Samstag, der 16. August, 20 Uhr – Aix-en-Provence

Eine Ansammlung von Transistoren, aufgeschlitzt von einem neugierigen Kind. Mit hundert multipliziert: So in etwa sah die Telefonzentrale aus. Techniker und Ingenieure bemühten sich, wieder zu verbinden, was möglich war, damit Notrufe weitergeleitet werden konnten. Sie arbeiteten mit Abisolierzange und Feldtelefon in allen nicht wackelnden Ecken des neuen Gebäudes. Ehemals neu.

Niemand schenkte Imbert und Mercurey Beachtung. Es sei jetzt nicht der Augenblick, niedere polizeiliche Arbeiten durchzuführen. Das verkündete ihnen ein Elektroniker ganz unverblümt.

Während Imbert darauf bestand, Namen aufschrieb, drohte, trieb Mercurey schließlich eine völlig verschreckte junge Frau auf, die zur Zeit des Erdbebens bei der Auskunft Dienst gehabt hatte. Seitdem war sie dort geblieben, irrte weinend ziellos umher. Sie wagte es nicht, nach Hause zu gehen, aus Angst niemanden mehr vorzufinden, weder ihre Tochter noch ihren Mann. Sie schien für immer in diesen Räumen herumspuken zu wollen. Imbert fragte sich im Übrigen, ob sie mit ihren großen schwarzen Augen und der durchsichtigen Haut nicht der Geist einer geschundenen Telefonistin war, den die Katastrophe geweckt hatte.

Schließlich sagte sie ihnen, dass die Nummer zu einer Telefonzelle in Aix gehöre. Dann sackte das Gespenst wieder in Tränen über seinen Unterlagen zusammen.

Mercurey entwickelte einen Plan. Die Telefonzelle befand sich nicht einmal zweihundert Meter von dem Haus entfernt, in dem Melissa wohnte.

»Ins Schwarze getroffen«, räumte er ein.

Imbert und Mercurey hatten weder Schwierigkeiten, die Résidence des Platanes zu finden, noch das Appartement C4. Dort hineinzukommen erforderte von ihnen schon mehr Geschicklichkeit, denn sie mussten durch eine weit offen stehende Nachbarwohnung gehen und über den wackeligen Balkon klettern. Imbert knurrte: Der Tag war fast zu Ende und sie kamen kaum voran. Es schien ihm, als würde er in einem Labyrinth einen Faden in der Hand halten, der an jeder Abzweigung riss.

Er hörte damit auf, vor den blutleeren Leichen vor sich hin zu schimpfen.

Die Rothaarige war hübsch gewesen, das wusste er, und der Typ stinkreich. Imbert war davon ergriffen wie von einem Justizirrtum.

Mercurey spürte ihre Gegenwart wie einen ständigen Vorwurf, während sie die Wohnung durchsuchten.

Die Aufgabe gestaltete sich nicht einfach: Sie fanden mehr Steine, die umgedreht werden mussten, als Schubladen, die sie leeren konnten. Außerdem schwand das Licht schnell.

»Verdammte Scheiße! Wie willst du darin Indizien finden? Der Unterschied zwischen Gips und Stoff ist minimal: Kommt gar nicht infrage, dass ich die Trümmer Stück für Stück ablutsche, um den Schnee zu finden. Such lieber Papiere«, wies Imbert Mercurey an.

Mercurey, der sich nicht wohlfühlte, schwitzte in seiner kurzen Lederjacke reichlich. Ausnahmsweise war Imbert nicht der Einzige, der ab neun Uhr morgens vor Schweiß triefte und nach Dortmunder Union-Bier roch. Damit würde er locker auf fünfundneunzig Kilo runterkommen. Auf das Gewicht eines jungen Mannes! Während er daran dachte, lachte er sich halb tot, und Mercurey bekam davon Schüttelfrost.

Eine knappe Stunde Durchsuchung. Und sie fanden nichts. Außer Schlüssel, von denen sie nicht wussten, was sie öffneten, Geld, Kleidung und Reizwäsche in Massen. Eine Taschenlampe, die ihnen sehr half. Sie fanden weder Bücher noch Papiere, nur einige ›Fachzeitschriften‹.

Imbert blätterte sie sorgfältig durch und schob eine sogar in seine Tasche. »Fürs Archiv«, sagte er.

Mercurey hatte Mühe, die mit schwarzem Blut befleckten, entstellten Körper nicht anzuschauen.

»Was machen wir jetzt, Chef?«

»Lass uns nachdenken. Muginello ist nicht bei sich zu Hause. Die

Demoiselle ist tot. Du hast es selbst geschlussfolgert, der Drogenhandel läuft über die Huren. Muginello verhandelt, die Mädchen bringen sie in Umlauf, mit Melissa als Vorarbeiterin, da bin ich sicher.«

»Versuchen wir, eine andere, eine Lebende zu finden?«

»Zwecklos: Melissa ist der einzige Name, der in dem Kochbuch erwähnt wird. Wir müssen den Organisator finden. Den Kopf. Die anderen werden nichts wissen. Ettore muss seine Organisation unterteilen. Alles passt zusammen; es ist schon ein Glück, dass wir seinen Namen haben. Wenn wir verstehen wollen, wie der Vertrieb funktioniert, müssen wir ihn finden: Er hält die Zügel in der Hand, die anderen verteilen. Aber bei ihm nichts, hier nichts.«

»Trotzdem, die Kleine war offensichtlich involviert.«

»Nicht zwangsläufig mit einem Süchtigen. Hast du den Anzug des Kunden durchsucht?«

»Nein, Chef. Ich hab's nicht gewagt …«

»Scheiße, mach dir mal ein bisschen die Finger schmutzig! Du arbeitest hier nicht beim Roten Kreuz!«

Mercurey fügte sich. Der mit Blut durchtränkte, herrenlose Anzug enthielt braun gefärbtes Geld und eine Spritze, einen kleinen Kocher, einen kleinen Löffel. Eindeutige Zutaten in einer für diesen Zweck passenden Reisetasche. Keine Drogen. Ein gut bestücktes Portemonnaie: Personalausweis, Führerschein auf den Namen André Hubot, fünfundvierzig Jahre alt, Geschäftsmann.

»Er hat gerade seine Besorgungen getätigt«, sagte Imbert ironisch.

»Chef, eins stört mich: Sex und Drogen, besonders Heroin, das passt nicht zusammen. Die Typen kommen nicht her, um gleich zweimal abzuheben. Zumal die weibliche Kundschaft zwangsläufig ausgeschlossen ist. Außer den Lesben.«

»Daraus folgt, Mercurey?«

»Die Mädchen sorgen für die Verteilung. Sie empfangen die Dealer, Fixer oder nicht, genauso wie die Freier. Aber nur bekannte Typen, die Ettore über Melissa angibt. Je nachdem auch mal bei einer Orgie. Anschließend kassieren die Mädchen für die Lieferung …«

»Ganz genau.« Und Imbert dachte weiter: »Muginello muss an einen neutralen Ort liefern, jedes Mal einen anderen. Völlig unbemerkt, niemand darf merken, dass er da war. Der Vertrieb, das sind *Monsieur*, Melissa und die Huren, dann die Dealer und ganz unten die Abhängigen. Wenn wir ihn

nicht auf frischer Tat ertappen, mit den Drogen im Kofferraum seiner Karre, kriegen wir ihn nur wegen Zuhälterei dran: Er behält nichts bei sich. Kein Gramm bei den Mädchen. Und wegen der Knete, die man in ihren Netzstrümpfen findet, könnten sie immer sagen, dass sie von den Freiern stammt. Du kannst sicher sein, dass Ettore nicht selbst liefert. Er hat seinen Deckmantel als Berater, verschreck seine Mädchen nicht. Er muss sich über die Menge und den Ort mit dem Boss einig werden, der andere lässt liefern, Muginello weist Melissa oder eine andere direkt an, sie informieren ihre Kunden, die dann blechen. Man sagt ihnen den Ort, die Uhrzeit. Sie nehmen die Lieferung entgegen und bringen sie in Umlauf. So muss das ablaufen.«

»Schöne Arbeit«, urteilte Mercurey. »Also finden wir an der Spitze der anonymen Organisation Monsieur X, dann unseren Zuhälter Ettore, die Dirnen, wie diese hier, die Herren, wie André Hubot, und die Abhängigen.«

Imbert steckte das Portemonnaie des Toten ein und sich eine Disque Bleu an.

»Wir müssen sie enttarnen, unsere Organisation. Ettore ist kein hohes Tier. Das Erdbeben hat gerade sein Geschäft niedergemacht. Den Boss, ich will den Namen von seinem Boss. Das ist alles. Die anderen fallen von ganz allein.«

Mercurey wühlte mit dem Fuß mechanisch im Schutt. Im Appartement war es sehr dunkel, und der Schein der Taschenlampe wurde schwächer.

»Vielleicht schüttet uns eine andere Hure ihr Herz aus?«, beharrte er.

»Komm, wir gehen. Du hast die Akte nicht aufmerksam gelesen. Weißt du, warum sie nicht reden werden?«

»Nein.«

»Man muss sich ihre Kontoauszüge anschauen: Letzten Monat, als wir sie geprüft haben, hatte die Ärmste ein kleines Polster von fast dreihundertfünfzig Riesen angehäuft. Sie werden doppelt bezahlt, Dumpfbacke. Sie müssten schon ziemlich blöd sein, um das aufzugeben; Ettore und seine Mädchen haben den perfekten Schutz: Illegalität. Einen anständigen Typen, den verdächtigst du, es nicht zu sein. Bei einem Dieb aber weißt du aufgrund einer ganz bestimmten Straftat, dass er es nicht ist, also suchst du auch nicht lange nach einer anderen. Los komm, wir gehen zurück ins Büro und schauen uns das Kochbuch ein bisschen genauer an.«

Von innen konnten sie die Eingangstür entriegeln. Mercurey zertrat im Hinausgehen Imberts Zigarettenstummel. Vorsicht hat noch nie geschadet: Es wurde in letzter Zeit von so vielen Gasexplosionen erzählt.

KAPITEL 18

Samstag, der 16. August, 21.30 Uhr – Aix-en-Provence

»Eine Rothaarige! Wenn du eine Rothaarige siehst, sag mir Bescheid. Das ist Melissa.«

Rita antwortete nicht. Sie stand neben Ettore am Rand des ausgedehnten provisorischen Lagers und gab sich den Ereignissen hin. Es war bereits sehr spät und der Abend fortgeschritten. Ettore hatte auf dem Weg seine Meinung geändert. Er hatte Wert darauf gelegt, vor Melissa noch zwei andere seiner Pferdchen zu besuchen. Die Geschichte mit den Zügeln in der Hand behalten. Sie waren umgekehrt, am Gerichtsgebäude vorbeigegangen und hatten sich in Richtung Avignon gehalten. Es war ein langer und anstrengender Weg gewesen. Rita ging vor Ettore her.

Bei jeder plumpen Vertraulichkeit, die er sich erlaubte – er nahm sie bei den Schultern, legte ihr die Hand auf den Hintern –, wunderte sie sich, dass sie keinerlei Empörung empfand. Das war besser, als die Fortsetzung abzuwarten, die nachfolgende dreckige Zärtlichkeit abzuschätzen. Darum betrafen sie der allgemeine Horror, die hysterischen Retter und Familien und die seltsamen Trümmer der Menschlichkeit kaum. Rita flüchtete sich in eine oberflächliche Sinnlichkeit, die sie die Hölle durchqueren ließ, wie ein Fakir, der auf seiner heißen Glut sitzt und lächelt. Sie entdeckte, dass ihr Leben bisher so eintönig verlaufen war, dass eine neue Perversion sie es plötzlich im Licht eines Sakrilegs beurteilen ließ. Der verbotenen Frucht. Alle Werte abstreifen, stehlen, betrügen. Ettore schien der ideale Partner für diese intime Revolution zu sein. Und sie verstärkte den rhythmischen Schwung in ihrer hautengen Jeans.

Sie gingen an unrealistisch erscheinenden Szenen vorbei, in denen Alte, auf improvisierte Stöcke gestützt, mitten auf der Kreuzung über eingeschlafenen Kindern wachten, die in der untergehenden Sonne lagen. Woanders stillte eine Frau abwesend lächelnd ein totes Baby, dem es vor ihrer Brust den Atem verschlagen hatte. Die Rosenkränze verloren ihre Perlen. Man psalmodierte Gebete, wobei man sich die Wangen zerkratzte.

Rita und Ettore trafen Melanie dabei an, wie sie auf einem Gussbrenner eine Suppe umrührte, zwei Schritte von dem entfernt, was einmal ihr hübsches Studio gewesen war. Sie selbst hatte unter dem Erdbeben nicht allzu sehr gelitten: Zur schicksalhaften Stunde schloss sie gerade mit einem Außendienstler ein dringendes Geschäft ab, auf der Rückbank eines Peugeot 505 Diesel.

Sie war eine sehr schöne Brünette, über dreißig, einer der ersten Zugänge Ettores, fast ein Fetisch, südländischer Typ, etwas dicklich und bei der traditionellen Klientel sehr gefragt.

Sie informierte die beiden über einige Angestellte Ettores. Die Buschtrommeln hatten funktioniert. Die Belegschaft schien vollzählig zu sein.

Das nur wenige Minuten Fußweg entfernte Parterre, in dem Ornella wohnte, eine Italienerin mit länglichen Augen, war sogar fast unversehrt. Auf dem Weg fragte sich Rita, warum Ettore Melanie vorgeschlagen hatte, einige Wochen, vielleicht einen Monat, die Füße stillzuhalten.

Ornella, die sanfte Bologneserin, öffnete herzlich gern, als Rita und Ettore an ihre Tür pochten. Vom schmutzigen Hausflur aus, der mit Abfall verstopft war und nach Urin und Staub roch, hörten sie einen wollüstigen Kunden maulen.

Ettore drehte den Türgriff: Die Tür öffnete sich. Die Geräusche im chaotischen Wohnzimmer waren komisch, besonders als Rita an die zwei Etagen dachte, die drohten, auf Ornellas vier Wände hinabzugleiten wie Mandelblätter von einer Kugel Eis.

Sie setzten sich auf verstreut herumliegende Kissen, die sie in einer Ecke zusammentrugen. Ettore servierte Scotch ohne Eis und Wasser. Rita ließ sich vom Alkohol einlullen. Sie schaute mit ihren grünen Augen an die Decke. Ettore nutzte die Gelegenheit, ohne dass sie protestierte. Unter der Jeans und dem T-Shirt fand er sie bereit. Sie blieb stumm, mit einem rätselhaften Lächeln auf den Lippen, während Ettore sie liebte. Schnell, so wie man ein letztes Glas schweren Rotweins leert, bevor man aus dem

Schützengraben springt, um sich töten zu lassen.

Nebenan waren die Geräusche verstummt. Der Kunde richtete sich wohl wieder her. Ettore tat dasselbe, noch überrascht vom Vergnügen, das Rita ihm verschafft hatte: »Du, du lässt dir nicht in die Karten schauen. Du weißt, was du willst: Es ist gar nicht so dumm, Ettore zu wählen. Martine ist überholt, hast du Lust, ihren Platz einzunehmen?«

Rita brauchte nicht zu antworten: Ornella war gerade hereingekommen, gefolgt von einem schlaksigen Kerl mit langem Haar, der sich davonstahl. Außer einem Goldkettchen am rechten Fußgelenk völlig nackt, fächelte sie sich mit einigen Geldscheinen Luft zu. »Es ist nett, dass sich jemand um meine Gesundheit sorgt«, lachte sie.

Ettore ließ sich auf den Mund küssen, so wie eine Stempeluhr die Karte akzeptierte. Im Vorbeigehen angelte er sich die Scheine.

»Eine Neue?«

»Das ist Rita. Sie gehört zu mir. Ich kassiere mein Tagegeld. Es wird Zeit, dass Martine mir die Investitionen zurückzahlt. Bei dir scheint’s zu laufen?«

»Die Liebe schenkt der armseligen Welt Trost.«

Ettore und Ornella brachen in Gelächter aus, das Rita nachahmte.

»Ich bin vorbeigekommen, um Bescheid zu geben, dass ich Urlaub nehme«, wurde Ettore wieder ernst. »Ihr gebt die Abrechnungen Melissa. Und passt auf! Imbert und seine Polizisten werden sich dranmachen. Ich würde meinen Schwanz darauf verwetten. Melissa wird euch sagen, wie ihr euch versorgen könnt: Wegen der Katastrophe kann *Monsieur* vielleicht nicht liefern. Also, halt die Kundschaft fest in der Hand! Achte auf die Konkurrenz. Es könnten sich Parallelnetze bilden. Du schließt dich kurz!«

Ornella hatte, immer noch schamlos nackt, ein Lächeln auf den Lippen: »Ich biete einen unvergleichlichen Service, abgesehen von den Lieferungen.«

»Nach dem Verkauf«, lachte Ettore laut los.

Rita war immer noch still. Sie entdeckte tief in sich eine ruhige Rita, eine fast unterwürfige Rita, der diese Erschütterungen eine perverse Lust an der Passivität verschafften. Das Herz schlug, als hätte sie bei einer Dreierwette auf einen Klepper gesetzt, der jetzt in Führung lag. Es schien ihr, als würde die gewünschte Revolution vom Himmel fallen, die von allen Altachtundsechzigern versprochen wurde, die bei Präsidentschafts- und Parlamentswahlen nicht gehört wurden. Das bewies, dass sie und Pierrot Vollidioten waren. Sex zu haben, ohne zu denken. Zu keiner Prüfung

anzutreten. Nicht in der Organisation communiste internationaliste, der Organisation internationaler Kommunisten, aktiv zu sein. Sich nicht einer Terrorgruppe zu verschreiben, um zu bomben und Angst und Schrecken zu verbreiten. Es reichte! Sie würde der Sache freien Lauf lassen, sich treiben lassen. Sie würde schon sehen, wo und bei wem sie landen würde.

Außerdem versprach das Abenteuer, volle Kassen zu bescheren. Um sich mit Pierrot vielleicht eine Insel zu kaufen. Wenn man Ettore erst mal verarscht hatte …

Ornella hatte nicht mal einen Pulli übergezogen. Sie ließ sie wieder gehen, ohne sich um ihre Aufmachung zu sorgen.

»Ist notiert. Melissa übernimmt die volle Handlungsvollmacht. Sie ist dein einziger Kontakt. Sie bemüht sich weiterzuliefern. Ciao Padrone!«

»Adieu, mein Schmuckstück«, sagte Ettore. »Denk dran, dich aufzupolieren!«

Die Stadt bis zur Résidence zu durchqueren, wurde zu einer weiteren Reise im Garten des Todes. Ettore hielt Ritas Hand in seiner. Es war unklar, wer wen führte.

Résidence des Platanes: Ettore, der die rothaarige Melissa nicht in der traurigen und großschnäuzigen Menge der Überlebenden sah, war gezwungen, ein Risiko einzugehen: »Wir klettern hinein, um nachzusehen. Wenn ich sie nicht finden kann, muss ich *Monsieur* direkt treffen. Unter diesen Umständen gefällt mir das gar nicht.«

Und er trat mit dem rechten Fuß zuerst in das Gebäude C ein.

* * *

Der kleine Simon fühlte sich in der Falle. Allein der Schmuck beruhigte ihn. Er verzehnfachte seine Kräfte und seinen Überlebenswillen.

Die Werkstatt hatte dank ihrer Leichtbauweise wenig gelitten. Einige Bereiche aus Beton hatten nachgegeben, aber die gesamte Metallstruktur hatte sich nur leicht verzogen, geschwankt und sich direkt auf die am Boden verschraubten, riesigen, gebogenen Eisenträger gestützt, die sich beim Erdbeben wie Dämpfer verhalten hatten. Dennoch war das Eisengitter der Eingangstür blockiert und zwischen den Türpfosten zerdrückt. Keine Chance, es hochzufahren. Also war es unmöglich, mit einem Auto dort hinauszufahren.

Simon machte eine systematische Bestandsaufnahme. Einige neue Fahrzeuge an der Rückwand standen für Anfang der Woche zur Auslieferung bereit. Rechts die Hebebühnen und die Waschanlage. Links vom Eingang knirschten unter seinen Sohlen die Splitter der großen Glasfenster des Doppelbüros vom Empfang. Über ihm und noch weiter links, oberhalb des Geschäfts und der Ausstellungsräume, aus denen er kam, fand Simon die Geschäftsbüros vor. Hinter dem Ersatzteillager, direkt im Anschluss an die Büros, entdeckte er eine Werkstatt für die Vorbereitung von Rallyefahrzeugen. Zwei R5 Turbo und eine Alpine A310 standen auf Klötzen. Einer der beiden R5 war von seinen Stützen gerutscht und drohte, in eine alte Grube zu kippen.

Der blasse Schein des schwindenden Tages auf den zerlegten Autos machte diesen verlassenen Ort noch melancholischer.

Zwei große Transporter des Unternehmens in Gelb und Schwarz waren in der Nähe geparkt. Der eine trug die Aufschrift *Renault, Originalersatzteile,* der andere *Streckenservice, Rallyeservice.* Letzterer war fest verschlossen. Seine CB-Funkantenne wies auf die jetzt fehlende Glaswand. Der andere ließ sich öffnen, die Schlüssel lagen allerdings nicht auf dem Armaturenbrett. Simon hatte die Idee entwickelt, den eisernen Vorhang mithilfe eines Transporters zu durchbrechen und dann mit dem R30 TX hindurchzufahren. Dem, der jetzt den Schmuck enthielt.

»Ordnungsfanatiker in diesem Laden«, murrte er laut. »Die verstecken die Schlüssel von allen Schlitten.«

Im Meer der neuen und der auf ihre Reparatur wartenden Fahrzeuge, die den mit Öl befleckten Beton bedeckten, steckte bei keinem einzigen der Schlüssel in der Zündung. Simon machte sich fieberhaft daran, sie zu suchen. Schon bald würde es zu dunkel sein. Er begann mit der Suche an einem Schlüsselbrett in der Werkstatt. Von Zeit zu Zeit fluchte er und hämmerte, ein krauses Gespenst in abgewetzter Jeans, gegen die begrabenen Karosserien. Ein boshafter Gott hatte wie in dem antiken Ritual händevoll Staub über ihnen ausgeschüttet, und der ließ Simon husten. Die Schlüssel waren nirgends in den Werkstätten. Blieben noch das Geschäft und die Büros. Wohl eher die Büros.

»Man lässt die Trottel zuerst zahlen und gibt ihnen dann erst die Schlüssel«, brummelte Simon vor sich hin.

Im Erdgeschoss fand er die Büros der Verkäufer, die damit beauftragt waren, die Blechkisten zu verticken. Nichts.

Noch weiter, der Kundenempfang. Scheiße, wieder nichts! Außer einer löchrigen Strumpfhose und eines Lippenstifts in der Schublade einer Sekretärin.

Simon nahm die innen liegende Treppe und gelangte in einen Flur, von dem acht Türen abgingen. Auf der rechten Seite hatten die Räume Fenster zum Flur hin. Die Buchhaltung. Die fünf Büros zur Linken, die kleiner und luxuriöser ausgestattet waren, gingen zur Werkstatt hinaus. Kein einziges Fenster war heil geblieben. Der Junge war langsam genervt. Seltsamerweise existierte für ihn nichts mehr, weder der Mord an Martine noch Ettore oder die Freunde.

Er war nur noch wütend, wie ein Kind, dessen ferngesteuertem Auto die Batterien fehlten. Als Vergeltung fegte er über alles hinweg, was die Naturkatastrophe hatte stehen lassen. Dieser Teil der Konstruktion hatte sich verformt, war vom unteren Teil des Daches zusammengedrückt worden.

Simon fegte zwischen den umgestürzten Möbeln hindurch wie ein Wirbelsturm. Das luxuriöseste Büro, das des Geschäftsführers, Paul-Jacques Sinibaldi, zog seine Aufmerksamkeit besonders auf sich. Nachdem er eine Bar zerschlagen hatte, zerbrach er mit Genuss einen Bilderrahmen, in dem eine sehr hübsche junge Frau zwischen einem Jungen und einem kleinen Mädchen saß und lächelte. Er war im Schein seines Feuerzeugs aufgetaucht. Und besonders das Schwimmbecken im Hintergrund des Fotos regte ihn auf.

»Scheiß reiche Säcke!«, sagte er in seinem Unmut und trank klebrigen Portwein direkt aus der Flasche.

Zum Schluss zerriss er wutentbrannt das Foto, als er ein Geräusch aus der Werkstatt hörte.

Die Dunkelheit war tiefer geworden. Er konnte nur eine Silhouette von hinten erkennen, die direkt zum R30 ging.

KAPITEL 19

Samstag, der 16. August, 21.55 Uhr – Aix-en-Provence

Er hörte das Geräusch von zerbrechendem Glas. P.-J. erkannte es mühelos. Besser noch, es gelang ihm, es zu lokalisieren: Es kam aus seinem Büro. Dem Klirren war ein bedeutenderer Lärm vorangegangen – der des Sturzes der Minibar.

P.-J. blieb einen Augenblick im Eingang des Ladens unter den Büros stehen. Er konnte hinaufgehen und den Eindringling überraschen oder ungeschützt weitergehen und versuchen, eins der neuen Fahrzeuge herauszubekommen. Dann wegfahren. Der andere würde schon nichts tun. Er hatte wahrscheinlich Angst.

Für P.-J. zählte hier nichts mehr wirklich, außer zu überleben, hier rauszukommen, Valérie und die Kinder zu treffen. Sie war sicherlich in Panik. Im Alltag kam sie sehr wohl allein zurecht, aber sie wäre nicht in der Lage, mit einer Katastrophe fertig zu werden.

P.-J. legte die Hand auf den Revolver in seinem Gürtel und ging dann schnell zu den neuen Autos. Er wollte einen R30 haben, ein leistungsstarkes Auto, das bei Schwierigkeiten gut durchkam. Die Mechaniker ließen die Schlüssel nie übers Wochenende in den Autos: Der Rezeptionist bewahrte sie alle zusammen in einem Schrank auf, der hinten im Wächterhäuschen stand, unter seinem Schreibtisch. Um den richtigen Schlüssel zu finden, musste P.-J. das vorläufige Kennzeichen des Fahrzeugs kennen.

Angespannt versuchte er im Näherkommen, das Kennzeichen des weißen R30 TX zu entziffern, den er sich ausgesucht hatte, und gleichzeitig den Aufenthaltsort des anderen in der Symphonie der Klagen des Gebäudes

zu identifizieren.

Als der Typ die Autotür öffnete, sah Simon ihn im Licht der Deckenbeleuchtung. Es war ein schnurrbärtiger, noch junger und kräftiger Mann. Doch nicht ausreichend für den Revolver, mit dem Simon auf ihn zielte, wobei er die Kanone am Rand des Fensters abstützte.

»Wo willst du denn so hin, Väterchen?«

Die Frage überraschte P.-J., instinktiv drehte er sich um und rannte in Richtung des geräumigen Wachbüros des Empfangs nahe dem Eingang. Seine Augen hatten gerade noch die Zeit, die Flamme des Schusses aus den Augenwinkeln zu erkennen, bevor sein Ohr das Geräusch hörte.

»Scheiße!«

Simon machte sich Vorwürfe. Der Typ hatte sich genau in dem Moment bewegt, in dem er geschossen hatte. Er musste mit der Munition sparsam umgehen. Besonders, weil er wenig Erfahrung hatte, was das Schießen anging. Es reichte zu warten: Der Typ war in dem kleinen Loch in die Enge getrieben, er würde ihn abknallen, wenn er herauskam. Er war anscheinend nicht bewaffnet, sonst hätte er schon zurückgeschossen.

P.-J. bemerkte gerade, dass das Metallrollgitter sich nicht von allein öffnen würde. Nicht nur, dass der Strom fehlte, der den Motor antrieb, es schien sich zusätzlich in den Führungen verklemmt zu haben. Unerfreulich!

Nach einigen Augenblicken des Nachdenkens nahm er nicht die Schlüssel des R30, sondern die des Ersatzteiltransporters. Er würde ihn als Bulldozer benutzen, um herauszukommen.

Die Schlüssel des anderen hatte P.-J. immer bei sich. Er traute niemand anders zu, sich mit diesem Transporter für den Rallyeservice fortzubewegen. Er wachte zu sorgsam über die Spezialausrüstung, die er dort selbst hineingebaut hatte. Jeannot, Empfangschef und Rallyepassionierter, nahm meistens den anderen, um das Team zu begleiten, für das die Autos in der Werkstatt vorbereitet wurden.

Die zerstörte Dachverglasung ließ noch einen blassen Schimmer herein, unten verstärkt durch die Innenbeleuchtung des R30, der mit offener Tür dastand.

P.-J. spürte, dass er dort nicht bleiben konnte.

Andererseits konnte dieses Schwein ihn treffen, wenn er herauskam. Seiner Stimme nach zu urteilen, musste er sehr jung sein. Er war ein pfiffigerer Plünderer als die anderen: Weil er es richtig aufzog, er hatte richtig kombiniert – er konnte in Ruhe etliche Schlitten stehlen. Es stand

außer Frage, dass P.-J. ihn lassen würde.

»Und Lydie kommt gleich hierher …«, hörte er sich murmeln.

Ein weiterer Grund, schnell zu handeln.

Die Rezeption verfügte über zwei winzige Räume mit einer Verbindung, von dem jeder eine Tür zur Werkstatt besaß. P.-J. kroch auf allen vieren durch das hintere Büro. Zunächst musste er den Typen ablenken: Der wartete darauf, dass P.-J. zu dem Auto zurückkehrte. Das Gegenteil würde ihn überraschen und P.-J. damit seine Chance bekommen. Und den Jungen dann ausschalten.

P.-J. warf gleichzeitig ein Telefonbuch gegen die erste Tür und sprintete durch die zweite und befand sich nach fünf Metern im Geschäft unter seinem Büro.

Simon hatte sofort geschossen, als er eine Bewegung wahrnahm. Also auf die falsche Tür. Er hatte nicht die Zeit, seine Position zu korrigieren, um genau zielen zu können, und hatte den Muskelprotz ins Geschäft verschwinden sehen. Das ging überhaupt nicht. Anstatt sich allmählich zu beruhigen, während der am Nachmittag einverleibte Alkohol nach und nach verflog, regte sich Simon, wiederbelebt durch den Portwein, immer mehr auf. Er begann in der Tat zu realisieren, dass er die Sache durchziehen musste.

»Ich komme dich holen«, sagte er zu sich, überrascht darüber, dass er noch spontan witzig sein konnte.

P.-J. hatte einen Vorteil: Er war bewaffnet, und der andere wusste es nicht. Besser noch, er durfte sich jetzt des Gegenteils sicher sein. Da der Jungspund ungeschickt war, kam er immer näher. Leichtsinnigerweise. Da war er schon: P.-J., der sich in seiner Werkstatt auskannte, hörte das leichte Rascheln der Schritte auf dem Teppichboden im Flur. Anschließend wartete er das Knarzen der ersten Treppenstufe ab. P.-J. hatte sich nicht einmal die Frage gestellt: Ihn töten oder entwaffnen? In seiner Lage war es unsinnig, ein Risiko einzugehen.

Er hockte unter der Treppe. Als er das charakteristische Knarzen hörte, zählte er bis drei, um sicherzugehen, dass der Kerl auf der richtigen Höhe war, und machte einen Satz. P.-J.s Kugel traf Simon mitten in die Brust, ohne dass er auch nur eine Bewegung andeuten konnte.

Er rutschte vorwärts, mit dem Rücken auf der Treppe. Während er seine Füße dort oben sah, hatte er den Eindruck, Watte zu kauen, dann kippte sein Gesicht in Richtung der Schaufenster. Seine Augen glänzten wie Seen im aufgehenden Mond.

Draußen hatten Pierrot und Serge sich angeschaut und unter dem Lärm der einstürzenden Mauern vier Schüsse gezählt. Und die anderen waren immer noch nicht da.

KAPITEL 20

Samstag, der 16. August, 22.30 Uhr – Aix-en-Provence

Die unbewegten Autos strahlten im trüben Licht. P.-J. war in sein Büro hinaufgegangen, ohne die Leiche des Jungen mit dem erstaunten Blick weiter zu beachten. Seit diesem Morgen hatte er nicht mehr dieselbe Motivation, die Sonne hatte nicht mehr dieselbe Farbe, der Blick auf Liebe und Tod war nicht mehr derselbe.

Er legte die Waffen, seine und die von Simon, auf seinen Schreibtisch. Bei seiner Razzia hatte Simon ein gelbes Fähnchen mit den Farben von Renault stehen lassen, das in der grünen Schreibunterlage aus Leder steckte: ein kleines Quarantänefähnchen.

P.-J. musste lange suchen, hob Dokumente gegen den fahlen Himmel, um besser lesen zu können, bevor er die wenigen Blätter zusammengetragen hatte, die er mitnehmen wollte, und er die restlichen schließlich zerknüllte und wegwarf. Der kleine Safe rechts von der Bar war noch intakt. P.-J. nahm das darin enthaltene Bargeld.

Es war zweiundzwanzig Uhr dreißig. Lydie würde bald kommen. Er gab ihr noch eine Stunde. Danach würde er allein aufbrechen. Aix wurde ungesund; all dieses Aas würde verwesen und stinken.

Mit einem Revolver in jeder Hand ging P.-J. wieder hinunter. Bevor er in den Transporter für die Ersatzteile stieg, überprüfte er, ob der andere gut verschlossen war.

Der große Master Diesel sprang sofort an. P.-J. manövrierte den Transporter so, dass er mit dem Heck in Richtung Rollgitter stand: Wenn möglich wollte er den Motor nicht gleich beim ersten Versuch ruinieren, im

Notfall könnte er ihn aber noch ersetzen. Er schnallte sich sorgfältig an und trat das Gaspedal durch. Im Rückwärtsgang würde er außerdem das höchste Drehmoment erreichen.

Mit einem lauten Scheppern riss das Gitter an einer Seite heraus, bewegte sich dann aber fast wieder in die Ausgangsposition, als P.-J. den ersten Gang einlegte. Ihm wurde klar, dass er so nicht ans Ziel kommen würde: Entweder nahmen die Metalllamellen ihre Ausgangsposition wieder ein oder er versuchte, daneben hindurchzukommen, und riskierte, dass der Brummi, behindert vom Rollgitter, in dem Engpass nach draußen stecken blieb. Er ging also ein altes Abschleppseil holen, das verlassen hinter der Werkstatt inmitten von rissigen Reifen lag.

Er stieg auf den Transporter und befestigte es oben an den Lamellen. Dann schlug er ganz nach rechts ein, zog eine Sekunde und das Rollgitter riss wie Papier. Es hingen nur noch drei Lamellen schräg herunter. P.-J. hatte eigentlich vorgehabt, mit dem Servicewagen fortzufahren, aber das war wohl schiefgegangen. Ein R30 würde hindurchpassen, mehr nicht.

Er ließ die Scheinwerfer des Master an und ging in ihrem gelben Licht gedankenversunken durch die Werkstatt. Kaum zu glauben, dass sein Vater und der Vater von Valérie dort einst gearbeitet hatten. Im selben Auto gestorben waren. Voll wie die Granaten. Ein Mechaniker erzählte es am nächsten Tag fröhlich, wohingegen P.-J. in die Werkstatt trat und sich sagte, dass er trotz allem der Chef war. Er war zweiundzwanzig und Valérie seit einem Jahr seine Frau. Gerade so.

Er ging zurück zu dem R30 mit der geöffneten Tür und der eingeschalteten Innenbeleuchtung. P.-J. prüfte, ob unter der Haube alles in Ordnung war, Kühlflüssigkeit, Bremsflüssigkeit. Der Kofferraum … Was ist das denn? Was sind denn das für Taschen? P.-J. öffnete sie schnell, eine nach der anderen, nahm sie aus dem Kofferraum, um besser sehen zu können.

Die Entscheidung war schnell getroffen. Er schloss die Heckklappe wieder und verriegelte sie. Der Motor sprang ohne Lärm an, lief im Leerlauf fast lautlos. P.-J. brachte das Auto in Fahrposition gegenüber der Ausfahrt mit dem zerrissenen Rollgitter.

Wo kam dieser Schmuck her? P.-J. war in diesem Punkt nicht so ahnungslos, als dass ihm nicht klar war, dass er da Schmuck im Wert mehrerer Hunderttausend Francs im Auto hatte. Jetzt wurde ihm klar, dass der kleine Krause nicht seine Werkstatt hatte plündern wollen. Ein einziges Auto hätte ihm genügt, um nach einem Einbruch zu fliehen. P.-J. realisierte

auch, dass man einen so großen Coup selten allein durchführte. Wenn Lydie nur endlich da wäre!

Wenn das Kind so weit gekommen war, folgten ihm bald andere. Wo sollte er auf Lydie warten? Er ließ die Schlüssel im Zündschloss des R30 und den ersten Gang eingelegt, zur Abfahrt bereit. Über das Dach hinweg sah er beim Vorfahren die Silhouette seines Servicewagens. Es war ihm unangenehm, ihn dort zu lassen, in seiner aufgebrochenen Werkstatt.

Dann beschloss er, oben in seinem Büro zu warten, von dem aus er einen Gesamtüberblick hatte. Am Fuß der Treppe schaute sich der Krause immer noch die Welt verkehrt herum an. P.-J. stellte seinen Drehstuhl wieder auf und setzte sich. Alles, was vorgefallen war, schlug ihm auf den Magen, während in der Stadt im Geruch der umgepflügten Erde die Schreie nachließen.

Carbasi hatte mit einem kontrollierten Schleudern angehalten. Papa hatte ihn angeschnauzt: »Glaubst du, dass der Kunde zufrieden ist? Er hält dich für eine Dumpfbacke, einen Angeber!« Carbasi, der Verkäufer, hatte sich auf die Haube des Heckmotors der grünen Dauphine mit Aérostable-Federung gestützt und bloß den Schnurrbart geglättet. Ein Schmuckstück.

Das kam P.-J. wieder in den Sinn, als er das kleine gelb-schwarze Werbefähnchen anschaute, das in seinem Schreibtisch steckte. Es war an einem herrlichen Sonntag im Frühling gewesen, gleichzeitig mild und trocken, als der Papa von P.-J. eine Werbeaktion auf die Beine gestellt hatte, mit Fahrzeugvorführung, Probefahrt und allem. Pastis und Limonade. Es sollte sogar eine Ballonfahrt geben! Die Frauen trugen weite Kleider wie Brigitte Bardot, und Carbasi nutzte die Gelegenheit. Wenn sie sich in die Dauphine setzten, breitete sich ihr Rock aus und bedeckte den Schalthebel.

Carbasi entschuldigte sich, suchte, wühlte herum, ah jetzt, brauste los und entführte ein empörtes und geschmeicheltes, hübsches, harmloses Mädchen vor den Augen eines Ehemanns oder Vaters. Das war Carbasis Verkaufstaktik. Wenn Madame von dem Auto angetan war, kaufte Monsieur es schließlich. Das war eine Sache von Tagen, allerhöchstens Wochen, wenn der männliche Appetit bereits abgestumpft war. Die Zahlen gaben ihm recht, deshalb hat Vater ihn so lange behalten. Papa konnte diesen selbstzufriedenen Zuhältertypen nicht riechen, der immer aussah wie aus dem Ei gepellt. Weiße Mokassins, Anzug aus Tergal und Rüschenhemd. Das war zu der Zeit der Gipfel der Eleganz. Ein durchtriebener Fuchs sei er, sagte Papa, wegen dem er noch Ärger bekäme.

Mich brachte Carbasi zum Staunen. Mein Vater, das war halt mein Vater. Er hatte Erfolg mit dem Kerzenschlüssel, wovon die geschwärzten Falten seiner Hände und seine saloppe Kleidung zeugten. Und auch sein Widerwille, hinter einem Schreibtisch zu sitzen. Die Werkstatt lief von Anfang an tadellos. Er wusste jedem Mechaniker das Gefühl zu geben, dass er die Arbeit an seiner Stelle machen konnte. Und sogar besser als er. Demagogisch, aber effizient.

Und was mich an Carbasi faszinierte, war gerade das, was ich bei meinem Vater nicht fand. Den leidenschaftlichen Verführer, die auffallenden Klamotten und die Ungeniertheit. Auch den Erfolg bei den Frauen. Zwischen zehn und vierzehn träumt man. Besonders, als er Carbasi eines Tages dabei überraschte, wie er eine für ihn alte Dame in dem kleinen Verkaufsbüro küsste, die mindestens fünfunddreißig Jahre alt war. Jener war damals im selben Alter, in dem er sich jetzt befand.

An jenem Sonntag war Carbasi mit dem Ballon in den Farben der Automarke aufgestiegen. P.-J. hatte gleichzeitig das Verlangen, ihn zu begleiten, und Angst davor. Er blieb am Boden.

Carbasi hatte mir zehn neue Francs für Eis gegeben. Es war auch Carbasi, der mir half, am Tag der Ausstellung die kleinen gelb-schwarzen Fähnchen zu verteilen. Für ihn hatte die Sache einen professionellen Aspekt, für mich bedeutete sie eine Möglichkeit, schon im Autohaus mitzuarbeiten.

Niemand hat mich jemals von meiner Entscheidung abbringen können, diese Werkstatt zu übernehmen und daraus das zu machen, was sie heute ist. Vielmehr, was sie war.

P.-J. schaute in einen sternförmig gesprungenen Spiegel, auf dem von einem bewundernswert gut gebauten Starlet die Vorzüge eines Öls für Motoren und mechanische Bauteile angepriesen wurden. Im zersplitterten Spiegelbild war eine von Michelin produzierte Karte Frankreichs zu sehen.

* * *

Imbert und Mercurey gingen um das isolierte Lager inmitten der Résidence des Platanes herum. Der Schein der Feuer betonte die Schatten. Diese zehrten die Gesichter der Opfer allmählich auf, die auf bunten Decken saßen oder lagen. Plötzlich griff Imbert nach Mercureys Arm und zog ihn in den Eingang des Gebäudes B: »Siehst du den Braunen ganz im Schatten und die kleine

Blonde?«

»Muginello. Das Mädchen kenne ich nicht.«

»Ich auch nicht. Das ist der Nachwuchs. Schau, wo er hingeht.«

Ettore trat mit Rita in das Gebäude ein, das Imbert und Mercurey gerade verlassen hatten. Etwas zynisch fügte Imbert hinzu: »Hab noch nie einen so gut besuchten Friedhof gesehen. Wenn er seine Blumen abgelegt hat, kommt er zurück. Wir warten so lange und folgen ihm. Wir dürfen ihn auf gar keinen Fall verlieren!«

Es war fast zweiundzwanzig Uhr dreißig.

* * *

Lydie kam zurück. Die bläuliche Dunkelheit gestaltete den Rückweg schwierig, denn die Straße war mit Fallen gespickt. Sie bemühte sich, nicht daran zu denken. Das Land wickelte sie warm in seine zerknitterten Blätter und wolligen Felder ein. Dort fand sie ihre alte, vom sanften Wind geweckte Sinnlichkeit wieder, die sie auf dem holpernden Fahrrad vor Lust beben ließ.

In unmittelbarer Nähe von Aix, als Lydie dort unten dunkle Wolken sah, die wie Rauchzeichen über den Feuern standen, bemerkte sie, dass der hintere Reifen ihres Rades Luft verlor.

Sie hatte noch nicht mal die ersten Gebäude erreicht, deren gewölbte Silhouette sie in der Nähe erkannte, als sie bereits auf der Felge fuhr. Einzige Möglichkeit: mit dem metallischen Klicken bis zur Werkstatt weiterfahren. Zu diesem Zeitpunkt musste P.-J. dort sein.

In Aix ermöglichten die Scheinwerfer der Räumfahrzeuge, die Straße besser zu sehen, genauso wie die Feuer, die die Überlebenden in den Trümmern angezündet hatten.

Um kurz nach dreiundzwanzig Uhr erreichte sie die Umgehungsstraße oberhalb der Küste vor dem Gymnasium Cézanne. Sie brauchte sich nur noch bis zur Werkstatt hinunterrollen zu lassen. Die abgenutzten Bremsen hinderten sie daran, dies vorsichtig zu tun. Sie bemerkte den rechts stehenden Bulldozer – derjenige, auf den Simon geprallt war – gleichzeitig mit der Rampe der Werkstatt zur Linken. Um Haaresbreite wich sie einem Auto aus, das an der Brüstung stand, und raste auf das schwarze Loch zu, zog den Kopf ein, aus Angst, sie könnte an dem abgerissenen Rollgitter geköpft werden, stieß sich den angespannten Arm und flog mit einem lauten Krachen über den

Lenker. Um vor P.-J.s Füßen zu landen, der ihr aufhalf.

Im selben Augenblick wurde ihr klar, dass man auf sie schoss und dass sie sich Knie und Hände an Glasscherben aufgeschnitten hatte.

Knapp eine Viertelstunde zuvor hatten Max und Dédé ihre Freunde wiedergetroffen. Sie waren ausgepumpt und maulten wie miesepetrige Pennäler. Nichts gesehen, nichts gefunden.

Besonders Dédés Laune stieg nicht gerade, als Pierrot ihm erzählte, dass sie nicht sehr weit hatten laufen müssen. Sie hatten sich damit begnügt zu warten. Auch darauf, den Knall der Schüsse zu hören. Und zuzuschauen, wie das Metallgitter zerriss.

Dédé, den der Alkohol keineswegs mehr betäubte, war von dem Kater und von allem, was sich in den fünfzehn Jahren freundschaftlichen Grolls gegen Simon aufgestaut hatte, jähzornig und nahm Max den Revolver ab. Serge versuchte noch einzugreifen, aber Dédé brauchte sich nicht sehr anzustrengen, um ihn beiseitezudrängen. Er überquerte den Boulevard und lief über die Betonschräge zum Eingang. Da er kaum Erfahrung mit Feuerwaffen hatte, löste er, ohne es zu wollen, einen Schuss aus, der die Windschutzscheibe eines 4L zertrümmerte. Als Dédé, schon außer Atem, den Kopf hob, sah er sich mit P.-J. konfrontiert. Von oben aus seinem Büro richtete Letzterer zwei Revolver auf ihn und schüttelte langsam den Kopf. Dédé machte eine Bewegung, um zu zielen, und fing sich eine Kugel im Hals ein, die die Drosselvene glatt durchtrennte; sein Mittelfinger drückte trotzdem ab: Die Kugel trat unterhalb des Knies ins Bein ein, das sich allmählich beugte.

Draußen blieben die anderen stehen, deren erster Reflex gewesen war, hinter Dédé herzustürzen. Zumal nur noch Pierrot einen Revolver zur Verfügung hatte. Man würde sich etwas einfallen lassen müssen, sobald Ettore da war.

Rita und er trafen fünf Minuten später ein. Mit der Uhr in der Hand. Ihn erstaunte dieser Zufall nicht einmal, als Pierrot ihn auf den neuesten Stand brachte, während er Rita liebkoste, die ihn energielos und lächelnd gewähren ließ. Ettore sah sich sein kaputtes Auto an; ein leichter Tic ließ sein rechtes Augenlid zucken. Die Welt veränderte sich wirklich, sie stand kopf.

»Ihr kleinen Idioten!«, explodierte er plötzlich. »Ihr seid alles dahergelaufene Nichtsnutze!«

Er hatte eine gräuliche Blässe angenommen und drückte seinen Revolver in Max’ Bauch.

»Den Tod von Martine, den bezahlt ihr mir später. Erzählt mir jetzt noch mal, wie der Typ aussah, der nach eurem vollidiotischen Mörderfreund reingegangen ist!«

»Groß«, sagte Pierrot, der nach all dem allmählich auch genervt war; der Schmuck war schließlich ihrer, nicht seiner!

»Und weiter?«

»Kräftig, braun, Schnurrbart. Sah aus, als würde er nach Hause kommen.«

»Das hat er auch getan, du kleiner Schwachkopf! Der Typ heißt Paul-Jacques Sinibaldi. Ihm gehört die Werkstatt, und glaubt mir, es ist höchste Zeit, die Steine zurückzuholen. Wir müssen schnell sein, *Monsieur* spaßt nicht. Andererseits kommt es nicht infrage, selbst anzugreifen. Er und ich, wir sind miteinander im Geschäft. Und ich erzähle schon viel zu viel. Ich will nicht, dass man ihm auch nur ein Haar krümmt. Wir verhandeln, wir einigen uns auf einen Prozentsatz für euren Anteil, wir gehen wieder, und fertig. Der Erste, der es wagt, ihn zu hintergehen, wird es mit mir zu tun bekommen. Und zwar persönlich!«

Auf dem Boulevard blieb es weiterhin chaotisch, aber der Verkehrsfluss verbesserte sich allmählich.

Hundert Meter weiter oben konnte man verschwommen einen Verantwortlichen der Präfektur in ein Baustellentelefon sprechen sehen. Man konnte bald grünes Licht für die Zufahrt der Wohnwagen geben, um die Katastrophenopfer darin unterzubringen. Was für eine wohltätige Prozession.

Mercurey und Imbert warteten rechts und links neben ihm.

Imbert wollte das Telefon benutzen, um einen Teil seiner Vermutung zu überprüfen. Mercurey bemühte sich, die merkwürdige Gruppe um Ettore diskret zu überwachen.

KAPITEL 21

Samstag, der 16. August, 23 Uhr – Aix-en-Provence

P.-J. zog mit beiden Händen. »Monsieur Sinibaldi!« Die Stimme, die seinen Namen rief, hatte ihn etwas überrascht. Dieser Tenor von Ettore war unter allen wiederzuerkennen. Er war nicht tot und somit wohl am Geschäft beteiligt. Es war Misstrauen angesagt.

»Monsieur Sinibaldi! Wir kommen zu Ihnen, um etwas zu besprechen. Sie kennen mich. Ich habe Ihnen etwas vorzuschlagen. Vor allen Dingen: Tun Sie nichts!«

Ettore wurde von dem Angeber und dem Pickligen flankiert, die eben noch draußen Wache gehalten hatten, sowie einem Rocker mit Schlaf in den Augen und einer kleinen Blondine. Der angeberische Muskelprotz hatte seinen Arm um die Schultern des Mädchens gelegt. Den linken. In der rechten Hand hielt er einen zielenden Revolver. Ungut!

Die Gruppe war vor dem Gitter stehen geblieben, besser gesagt im Gegenlicht des Mondscheins. P.-J. fühlte sich schlecht platziert. Er wurde von vorn und von oben durch die Glaswände beleuchtet. Er bewegte sich nicht, sagte nichts. Während Ettore sprach, sah er, wie der Kopf des Pickligen sich bewegte. Das war ein fieser Kerl, der versuchte, ihn zu orten. Verdammt, was war seit diesem Morgen schon alles passiert?

»Monsieur Sinibaldi, wir kennen uns gut. Ich rede nicht lang drumherum. Die Umstände sind außergewöhnlich, ALLES lässt sich besprechen. Wir bieten Ihnen dreißig Prozent an. Das ist ein anständiger Vorschlag. Geben Sie mir die Ware, ich übernehme den Verkauf. Sie brauchen nur das Geld entgegenzunehmen. Was halten Sie davon?«

P.-J. hielt nichts davon. Er verstand diese Falle einfach nicht: Der Rocker schaute in Richtung Geschäft. Im selben Moment, in dem Serge ihn entdeckte, sagte der andere fast flüsternd: »Das Schwein hat Simon und Dédé abgeknallt!«

Ettore wurde von den Ereignissen überrollt.

»Eh! Ruhe, ihr Hosenscheißer!«

Serge setzte sich schon in Bewegung, Max führte eine Drehung aus. Ohne sich abzusprechen, sprangen sie plötzlich in zwei verschiedene Richtungen. P.-J. schoss mit beiden Händen auf den Stelzvogel, der von der Haube eines R5 zurückprallte. Er hatte sich die doppelte Dosis eingefangen: Ettore hatte ihm eine Kugel in den Kopf gejagt. Alles wurde noch wirrer: Die Blonde flüchtete in Richtung der Büros, der Muskelprotz hob seine Waffe, ohne zu wissen, auf wen er schießen sollte, der Kerl in Leder bewachte mit ausgebreiteten Armen den Ausgang wie ein Torwart, und Lydie kam auf einem Rad mit hundert Sachen hereingebraust, das sie vor den R30 katapultierte. Pierrot hatte beschlossen, auf gut Glück zu schießen, Ettore rannte los, um sich in Sicherheit zu bringen. Instinktiv schoss P.-J. nach dem Zufallsprinzip um sich, warf Lydie in den R30 und raste nach rechts zur Tür. Der Jungspund in schwarzem Leder schien auf das Auto zuzuhechten. Er hielt es auch nicht mehr auf als früher die Bierdosen. Der R30 erreichte bereits im dritten oben an der Auffahrt neunzig, bog erst nach links ab, dann nach rechts. Die Straße in die Alpen stieg in der Landschaft um Aix herum sanft an.

Als sie die Schüsse hörten, waren Imbert und Mercurey herbeigeeilt. Sie sahen, wie das Auto vorbeibrauste und schauten sich an: »Was machen wir jetzt, Chef?«, fragte Mercurey.

»Wir werden meinen CX holen und dieser feinen Gesellschaft folgen. Oder was davon übrig ist …«

Sie beeilten sich, Imberts CX zu holen und rasten auf der Straße nach Manosque in Richtung Venelles. Imbert mümmelte schwitzend an einer Disque Bleu.

Unten waren Pierrot und Rita fassungslos. Eben spielten die vier Freunde nach einer durchfeierten Nacht noch Fußball. Ihre blinden Leichen lagen jetzt im Dunkel des Autohauses. Ihnen wurde zum ersten Mal bewusst, was das Abenteuer mit Ettore bedeutete. Bis dahin war es ein Spiel gewesen. Selbst der Tod von Martine. Selbst, Ettore zu provozieren, bis dahin, mit ihm zu schlafen und es wie nie zu genießen. Rita zitterte. Sie saß auf einer

Betonkante und hielt die Knie umschlungen.

»Wir lassen sie nicht so davonkommen. Wir lassen sie nicht …«, wiederholte Pierrot, der von einem Leichnam zum nächsten ging, als wollte er Rachedurst schöpfen. Muginello! …

Ettore durchsuchte die Büros des Empfangs. Er hatte alle Schlüssel auf einer Ablage ausgebreitet und versuchte, sie im blassen Strahl des Mondes auszumachen.

»Halt's Maul, Kleiner! Du entdeckst das Leben im selben Augenblick wie den Tod. Normal, das ist mir gleich! Man verbringt das ganze Leben damit zu sterben. Werd wach und steig ein. Ich habe nichts mehr zu verlieren, nichts zu gewinnen. Ich räche mich.«

Auf dem Weg zu den neuen Autos rasselte er wütend mit einem Schlüsselbund.

»Also, ihr Naivlinge, kommt ihr?«, schrie Ettore jetzt. »Ich habe euch gewarnt! Das alles ist zu groß für euch, ihr hättet die Finger davon lassen sollen! Los, steigt ein! Jetzt hängt ihr mit drin!«

Ettore öffnete die Türen eines Renault 18 Turbo. Pierrot zog Rita hoch und mit sich. Der Motor schnurrte perfekt.

»Ihr Vollidioten! Nur weil ihr in der Lage wart, euch zu bücken, um ein paar Steine aufzusammeln, habt ihr gedacht, das erlaubt euch, mein ganzes Leben zu versauen! Dieser Typ, P.-J. Sinibaldi, der mit der Ware abgehauen ist, ist mein Chef, das ist *Monsieur!*« Bevor er den ersten Gang einlegte, verpasste er Pierrot eine Ohrfeige. Der schien nicht in der Lage zu sein zu antworten und saß belämmert da wie ein leer ausgegangener Fischer.

»Und *Monsieur*, das ist der Drogenboss der Provence! Jetzt sind wir gezwungen, ihn zu töten.«

Nebenbei holperte der R18 über die Leiche von Max. Ein tückischer Mistral kam auf und ließ die herumliegenden gewellten Ersatzteilbleche summen wie graue Orgeln des gewaltsamen Todes.

KAPITEL 22

Samstag, der 16. August, 23.20 Uhr – Nationalstraße 96, zwischen Aix-en-Provence und Meyrargues

Fahr, fahr, fahr. So schnell und weit wie möglich. Das Radio spuckt die alten Lieder und Kurznachrichten aus. Lydies Hände klammern sich an den gelben Stoff ihrer Jeans.

Nach El Asnam und dem Mezzogiorno, zählt der Sprecher auf, jetzt das Land um Aix und die Ausläufer der Alpen. Erdbeben der Stärke 8 auf der Richterskala. Die Panik in Aix wird von den Behörden nur langsam unter Kontrolle gebracht. Um die auf wundersame Weise verschonte Kathedrale Saint-Sauveur versammeln sich Fanatiker und schreien Gebete; Gott rächt sich in diesem Jahrhundert der Ungläubigen und Terroristen. Es trifft die gotteslästerlichen Länder: Italien, der Präsenz des Papstes nicht würdig, da es zulässt, dass er überfallen wird, das muslimische Marokko, das blasphemische Frankreich, Spanien, das Christus ins Gesicht spuckt, wird auch noch drankommen. Fahr, P.-J., fahr!

Die Notfallstationen quellen über. Bereits jetzt gehen beim Innenminister Beileidsbekundungen ein. Fahr, fahr!

P.-J. fährt, ohne zu gucken. Am Rand der Straße lassen verstörte Gestalten mit entblößtem Haupt ihre Blicke vom Wind davontragen. Wie zu den Zeiten des Exodus ziehen graue Kolonnen, die man hupend zur Seite schieben muss, Karren hinter sich her, auf denen sich Matratzen, Möbel und Frauen mit roten Augen und erstaunt blickenden Kindern in den Armen zusammendrängen. Die gelben Scheinwerfer lassen sie die Hände heben, wie zum Gruß, um sich vor dem blendenden Licht zu schützen. Manche schlafen

auf dem Seitenstreifen mitten auf dem Land. Es fahren und fahren die Autos von Katastrophenopfern, die in den Norden hinaufziehen, wo sie sich in der Garrigue verteilen, um den Massengräbern in den kleinen Tälern zu entfliehen, in denen die sturzbesoffenen Fliegen summen.

Die Krankenhäuser der italienischen Riviera erklären sich bereit, die transportfähigen Verletzten aufzunehmen. In den Kliniken und Krankenhäusern von Montpellier und Lyon fehlt es bereits an Betten, Impfstoffen und Blut für diejenigen, die notfallmäßig in Hubschraubern und Privatflugzeugen mitgenommen werden konnten. Zwei Cessnas sind bei der Landung auf einem Feld bei Venelles kollidiert. Die Piloten sind verbrannt. Fahr, fahr!

Lydie betrachtet ihre Hand, die auf der schmalen Wunde ihres Knies zur Ruhe gekommen ist, wo der kleine rote Stern wieder durch das Loch in der Jeans leuchtet.

Alle Einberufenen sind dienstverpflichtet, um der Bevölkerung Erste Hilfe zu leisten und Zelte und Feldlazarette einzurichten. Wohnwagenlager werden in den zerstörten Orten errichtet. Alle europäischen Hersteller haben Frankreich schon eine beachtliche Anzahl an Mobilheimen gespendet, die nach Aix unterwegs sind. Fahr, P.-J.!

Es werden alle Vorsichtsmaßnahmen getroffen, um sicherzustellen, dass keine korrupten Behörden oder verlogenen Bürgermeister von betroffenen Dörfern die Fonds für die Erste Hilfe in ihre Taschen stecken. Das Umleiten und der Diebstahl der Mobilheimkonvois sind ebenfalls zu befürchten.

Im Radio wurden die Kurznachrichten und Warnungen unterbrochen, um eine Retrospektive des Werkes von Claude François zu senden, als P.-J. kurz vor der Pont de Meyrargues über die kanalisierte Durance eine Blockade auf der Straße entdeckte. Einige Scheinwerfer beleuchteten einen riesigen Kasten, der mit zusammenklappbaren Wohnwagen beladen war.

Nach einem falschen Lenkmanöver und überrascht von der Kurve war er zu schnell über einen Riss in der Brücke gefahren und hatte die Metallbrüstung eingedrückt. Die Zugmaschine des Lkw hielt sich im Gleichgewicht mit den Vorderrädern im Wasser, während der riesige Anhänger quer über die aufgesprungene Fahrbahn gerutscht war. Die weißen Gehäuse der Wohnwagen waren heruntergestürzt, einige in die Durance. Das war gerade erst passiert, und der Fahrer des Brummis trank durchnässt unter einer braunen Decke auf dem Asphalt sitzend einen Grog.

Der unversehrt gebliebene Landgasthof in Vauvenargues schien Lydie

und P.-J. die einzige Möglichkeit zu sein, die Nacht annehmbar zu verbringen.

✶ ✶ ✶

Imbert war vor dem Autohaus stehen geblieben: »Komm, wir zählen die Toten. Welcher Heiligentag ist heute noch mal, Mercurey?«

»Der Heilige Armel, Chef, warum?«

Imbert schwieg, während er die Rampe hinunterging.

Unter dem Gitter, das aussah, als sei es mit einem Dosenöffner aufgeschnitten worden, deutete er mit dem Kinn ins Innere: »Wegen dem Valentinstag-Massaker. Natürlich sind wir hier gegenüber Chicago ein bisschen provinziell, aber für den Anfang nicht schlecht.«

Mercurey sah zuerst die Leiche von Max, die auf dem Beton ausgewalzt war, als sei sie unter den Fleischklopfer gekommen. Imbert drehte Dédé, dann Serge mit dem Fuß um: »Völlig unbekannte Jungspunde. Glaubst du, dass der Sinibaldi einen Kühlschrank mit Bier hat?«

Er schaute Mercurey an, der nervös an seiner Lederjacke herumfingerte.

»Hier, nimm eine. Wie man bei uns im Norden sagt: ›Der Tobak hält die Därme zusammen.‹«

Mercurey nahm eine Disque Bleu.

»Amateure, Chef. Muginello dürfte beim Juwelenraub mit ihnen zusammengearbeitet haben.«

Imbert warf ein Auge ins Geschäft.

»Was würde ich nicht alles für ein gutes, herbes Rodenbach geben. Bei stürmischem Wetter gibt es nichts Besseres als Rotbier. Dieser schmächtige Mistral wird nicht anhalten, morgen Abend kommt die Sintflut. Schauen wir uns den vierten Musketier an.«

Mercurey ging zu Imbert, der die Taschen von Simon durchsuchte.

»Versager, die Muginello bescheißen wollten. Oder Sinibaldi …«

Er hockte mit zusammengekniffenen Lippen neben der Leiche und überlegte einen Augenblick.

»Bleiben noch Sinibaldi, die Mieze, die mit ihm im R30 saß, Ettore, der junge Stämmige und das Fröschchen mit den fleischigen Schenkeln.«

»Und was machen wir jetzt?«, fragte Mercurey.

»Wir durchsuchen schnell alles. Du die Büros, ich die Werkstatt. Und

zwar zügig, klar? Wir haben keine Zeit. Danach folgen wir mit Abstand diesen Damen und Herren. Glaub mir, sie werden Schwierigkeiten haben abzuhauen. Bis zur Durance sind die Straßen ziemlich verstopft. Lassen wir sie ihre Rechnungen begleichen, den Apfelbaum schütteln und wir sammeln dann die Früchte ein. Los, mach schnell!«

Tatsächlich hatte Imbert immer noch dieselbe Vermutung, die sich immer mehr zu bestätigen schien. Nachdem er seinen Kopf in das Wrack des Ersatzteiltransporters gesteckt hatte, ging er direkt zu der Werkstatt, in der die Fahrzeuge vorbereitet wurden. Nach dem Gespräch mit dem Kommissariat wusste er fast, was er suchte. Als er die Funkantenne am Servicewagen sah, lächelte er und nahm sich die Zeit, die letzte Disque Bleu aus seinem Päckchen anzuzünden, bevor er den Kastenwagen öffnete.

Er musste sich mit einem Meißel behelfen, um das von innen mit Metallriegeln verstärkte Schloss aufzubrechen. Mercurey, der von dem Lärm angezogen wurde, kam ihm zu Hilfe. Sie brauchten zu zweit eine Viertelstunde. Imbert triefte vor Schweiß, der herb nach Aktienbräu Nr. 5 duftete.

Als das Schloss nachgab, war auf dem Rücken von Imberts Sommerjacke eine deutliche Spur zu sehen. Mercurey hob sein brennendes Feuerzeug: Sie hatten gerade ein geheimes Labor entdeckt. Der verlängerte Kastenwagen war für die Produktion von Heroin aus Morphinbase perfekt eingerichtet; alles war haargenau berechnet, durchdacht, verstaut, verkeilt. Eine bescheidene, aber ultramoderne Produktionszelle.

Mercurey bewegte sich darin wie in einem Museum, wohingegen Imbert gar nicht mehr hinschaute.

»Nicht dumm! Ein rollendes Labor. Du kannst sicher sein, dass es nicht das einzige ist. Dieses hier stellt die Verbindung dar nach Marseille, vielleicht Paris und mit der Mafia, den Lagerstätten der Organisation. Sie fahren die Zutaten holen und lassen sich die Morphinbase liefern. Während der Fahrt wird dann alles in Heroin weiterverarbeitet und an wechselnde Orte geliefert. Ettore übernimmt den Rest. Schluss mit dem Geschäft, meine schönen Herren! Mercurey, du kannst dem Bericht einen weiteren Namen in Rot hinzufügen: Paul-Jacques Sinibaldi alias *Monsieur!*«

* * *

Ettore fuhr wie ein Profi. Nach wenigen Hundert Metern hatte er den R18 bereits gut im Griff und nutzte den Turbo fast instinktiv.

Vor dem Weiler Les Platanes, der an der leichten Steigung unter den Bäumen lag, hatten sich einige Baumstämme allmählich stark geneigt, ohne wirklich den Verkehr zu behindern. Rechts führte der Gebirgszug Sainte-Victoire am fahlen Himmel ein Schattenspiel auf. Nur wenige Kilometer weiter, in unmittelbarer Nähe von Venelles, drehte er auf der Auffahrt zur Autobahn den Motor voll auf und fuhr Slalom zwischen den stehenden und den nach Norden fahrenden, mit dem armseligen Gepäck der Überlebenden beladenen Fahrzeugen. Auf dem freien Platz mit magerem Weideland, durch das die Autobahn kürzlich eine Schneise geschlagen hatte, wurde gecampt.

Rita, die auf der Rücksitzbank saß, hatte noch kein einziges Wort geäußert. Trotz dieser trostlosen Gruppen, die hinter den getönten Fensterscheiben des Autos in der Nacht stumm waren, verspürte sie dieselbe ekelerregende Erschöpfung wie nach den langen Nächten in der Disco. Sie hatte noch kein einziges Mal an ihre Eltern gedacht, in Berre, am Ufer des Teichs, in ihrer Shell-Stadt, wo ihr Vater arbeitete. Ihr war zum Kotzen zumute – oder zum Sterben. Aber sie hatte schon lange nichts mehr gegessen und sah sich nicht dazu in der Lage, sich zu töten.

Ettore lachte hämisch, als er vor dem großen Möbelsupermarkt, der wie ein Kartenhaus auf der Seite lag, nach rechts auf die RN 556 in Richtung Pertuis abbog. Das Auto, das noch nicht eingefahren war, gab an der folgenden Steigung alles.

Ettore hielt oben auf dem Weg an, der von einer Tankstelle unterbrochen war. Dort parkten Fernfahrer. Zu fünft saßen sie um ein Feuer und trösteten einen von ihnen, der gerade einmal sechsundzwanzig, siebenundzwanzig Jahre alt war und ununterbrochen weinte: Er hatte noch keine Nachricht von seiner Frau Mireille und seiner drei Monate alten Tochter. Und das Einfahren nach Aix war zwangsweise verboten. Dort bewohnte er eine Zweizimmerwohnung in einem alten Wohnhaus hinter dem Gerichtsgebäude. In der Gegend, die am härtesten betroffen war.

»Haben Sie hier zufällig eine Blonde gesehen?«, fragte Ettore, nachdem er Anteil genommen hatte.

Ein rothaariger Lkw-Fahrer, der aussah wie ein Straßenjunge, musterte ihn von Kopf bis Fuß und kniff die Augen zusammen: »Sandy? So eine mit gebleichten kurzen Haaren?«

»Ja, das ist sie.«

»Mein Freund, heute ist Ruhetag. Die Nutten sind schließlich auch keine Tiere.«

Ettore bedankte sich und ging schnell zurück zum Auto. Der Rothaarige sagte noch: »Es gibt welche, die nur an das eine denken! Mein Cousin, der in der Kirche in Malakoff Orgel spielt, hat mir erzählt, dass selbst während der Messe …«

Ettore fuhr wutentbrannt wieder an und die Kurven nach Meyrargues hinunter. Sandy versorgte die Lkw-Fahrer und die Handelsreisenden. Sie warb Kunden auf dem Rastplatz gegenüber der Baustelle an der Tankstelle an. Ein super Mädchen für den Ort, mit kleinen Brüsten und langen Beinen. Ihr Hauptvorzug bestand darin, dass sie am Abend des 16., also heute, eine Lieferung Schnee in Empfang nehmen und Ettore benachrichtigen sollte. Die Verteilung an die Dealer würde dann Melissa am folgenden Tag vornehmen. Aber mit diesen verdammten Lastern in der Nähe hatte Ettore nicht einmal überprüfen können, ob der Stoff sich, wie angekündigt, in dem leeren Kraftstofftank der zukünftigen Tankstelle befand.

»Nein, nein«, sagte er sich, »*Monsieur* hat nicht liefern können. Auf alle Fälle ist die Ware heiß, und ohne Melissa und die Mädchen kann ich mich nicht damit belasten.« Zumal, wenn er geliefert hatte, hätte er angehalten, um die Ware wiederzubekommen.

In demselben Augenblick, in dem er diese Schlussfolgerung zog, spürte Ettore, wie Pierrot ihm seine Hand auf den Arm legte, und sah die Wohnwagen auf der Straße, die wie die Würfel eines Brettspiels verstreut herumlagen. Zur Rechten, vor einem Gasthof, stand der R30 von P.-J.

Was weder P.-J. noch Ettore wussten, war, dass der Chemiker, der während kleiner Pausen in einem Wohnmobil das Eintüten vorgenommen hatte, das gemächlich die Verdonschlucht hinunterfuhr, sich in Anbetracht der Situation seiner Lieferung lieber kurz vor Les Salles-sur-Verdon entledigt hatte. Er hatte das kompromittierende Material in den düsteren und sehr tiefen Stausee Sainte-Croix geworfen.

KAPITEL 23

Sonntag, der 17. August, von 0.15 Uhr bis zum Morgen – Meyrargues

Sie hatten im Auto sehr wenig gesprochen. Im Radio übertrieben die Regionalsender, wie üblich. Die Realität und ihr Horror lasteten schwer auf Lydie und P.-J., und Lydie hatte immer das Gefühl, sie müsse davonlaufen, wenn das Bild des toten Gérard so vor ihren Augen erschien, als würden diese beschlagen.

Der Gastwirt war so empfänglich für P.-J.s große Scheine gewesen, dass er ihnen sein eigenes Zimmer überlassen hatte. Überglücklich, auch seiner Frau eine Freude machen zu können, die seit dem Morgen am Rande der Panik war und es vorzog, draußen bei der Armada von Flüchtlingen auf einem Feldbett zu schlafen. Dabei war in dieser Gegend noch nicht einmal die Stromversorgung unterbrochen.

Lydie saß mit angezogenen Beinen auf dem Bett, gegen das Kopfteil aus Nussbaum gelehnt, und schaute P.-J. zu, wie er im Kreis ging und seinen harten Bart mit der flachen Hand zum Rascheln brachte. Sie dachte daran, wie geschickt er mit der Pistole umging, an all die Toten, die sie hinter sich gelassen hatten. Sein Geheimnis erschien ihr in diesem kleinbürgerlichen Zimmer harmlos.

»Wer sind Sie?«

Von der Frage irritiert blieb P.-J. mit den Händen in den Taschen am Fuß des Betts stehen.

»Duzt du mich nicht mehr? Weil du seit dem Autohaus nichts mehr verstehst? Hm, ist es das? Hast du gesehen, was da drin ist?«, fügte er hinzu, wobei er auf die Taschen mit dem Schmuck deutete, die auf dem Tisch mit

Einlegearbeiten standen.

Plötzlich regte er sich auf. Trotz der Spannungen, die Lydie bei ihm spürte, hatten sich seine Gesichtszüge, die Ruhe ausstrahlten, kaum verändert.

»Ich kann dir nicht alles erzählen. Nur so viel, dass, als ich den Schmuck im R30 gefunden habe, sie mich bedroht haben und ich mich verteidigt habe. So wie ich dich heute Morgen verteidigt habe.«

»Das habe ich nicht vergessen. Du kannst sicher sein, ich habe dich das gefragt, ohne weiter zu denken. Du setzt mich einfach bei meiner Tante in Manosque ab, und das war's dann. Du gehst, wohin du willst, ich will es gar nicht wissen. Wenn es eine Untersuchung wegen des Todes von Gérard und dem Sohn des Hausmeisters geben sollte, werde ich sagen, dass ich allein war.«

»Das ist jetzt nicht wichtig. Du solltest etwas schlafen. Ich gehe gleich mal schauen, ob sie es geschafft haben, den Sattelschlepper zu bergen.«

Durch die halb geöffneten Fensterläden, die den Duft des Grases und das Zirpen der Zikaden hereinließen, sah er, dass man versuchte, die Straße mit einem großen Traktor freizuräumen.

»Sie packen das falsch an!«

»Was?«

»Den Laster. Man muss die Zugmaschine abkoppeln und sie ins Wasser gleiten lassen, den Auflieger aufrichten und ihn zur Seite versetzen, wenn dem Teil Drehmoment fehlt.«

Lydie stellte sich zu ihm ans Fenster und beobachtete mit ihm die noch immer vergeblichen Anstrengungen des Traktors, der jedes Mal vor Wut zu erröten schien, wenn ein schwacher Windstoß des Mistrals sein Dröhnen davontrug.

P.-J. spürte das große Mädchen mit den meerblauen Augen neben sich, das sich völlig natürlich auf seine Schulter stützte. Er war sich bewusst, dass er an all den Stellen, an denen sie ihn berührte, fast zitterte. Er hätte nur den Kopf zu drehen brauchen, um sie zu küssen. In Lydies Augen ertrank sein Spiegelbild in der blauen Nacht. Sie weinte gleichmäßig, wie ein Regen, der den Nebel davonwusch und ihn das verschüttete Unheil des Tages sehen ließ. P.-J. dachte an Valérie.

* * *

Pierrot saß gegen eine raue Akazie gelehnt, deren Rinde ihm den Rücken malträtierte. Auf seinen Knien ruhte Ritas Kopf. Sie hatte etwas geschlafen, gerade die Augen geöffnet und Pierrot ins Gesicht geschaut. Auf der anderen Straßenseite sahen sie, auf der rechten Seite des Gasthofs, ein Fenster mit halb offenen Läden. Dort war der Schmuck: Ettore war hinübergegangen, um mit dem Chef zu palavern, hatte von den Freunden gesprochen, deren R30 er draußen erkannt habe … Schließlich hatte er zu einem horrenden Preis Wurst von dem Händler gekauft, der bereits einen kleinen Schwarzmarkt einrichtete. Im Vorbeigehen hatte er keinerlei Schwierigkeiten festzustellen, dass P.-J. den Schmuck mit ins Zimmer genommen hatte: Der leere Kofferraum des Autos war nicht einmal abgeschlossen gewesen.

Als er zurück bei Rita und Pierrot war, hatte er schon daran gedacht, den R30 zu sabotieren, aber das war wegen der ganzen Leute, die zwischen den Metalltischen auf der Terrasse des Gasthauses schliefen und wachten, nicht so einfach. Auf alle Fälle war er erschöpft, die Kinder auch, aber er setzte alles auf eine Karte, das Spiel seines Lebens.

»Esst die Würstchen auf und schlaft. Morgen gehen wir bereits früh zum Angriff über.«

Bevor er hinter dem Lenkrad sitzend in den Schlaf fiel, fügte er hinzu: »Und versucht nichts ohne mich. Einmal reicht. Ich hätte euch eben auch töten sollen. Ich bin jetzt sechsundvierzig und muss euretwegen wieder bei null anfangen. Also könnt ihr auch noch bis morgen warten, um ein Vermögen zu machen.«

Jetzt schnarchte der schöne Ettore mit dem Gesichtsschnitt eines römischen Patriziers mit offenem Mund und zerzaustem Schopf in seinem zerknitterten Anzug.

Pierrot und Rita standen wieder auf. Ohne ein Wort zu wechseln, wussten sie, was sie wollten: In Pierrots Revolver befanden sich noch vier Kugeln.

Sie gingen bis zu den Wohnwagen, die man schließlich voneinander trennen konnte, indem man sie in einen tiefer liegenden Weinberg rollen ließ.

»Wie machen wir es?«, fragte Rita.

Eng an Pierrot gedrängt schaute sie, genau wie er, den ungefähr zehn erschöpften Typen zu, die um den brummenden Traktor herumstanden und gestikulierten.

»Weiß nicht. Wenn es drauf ankommt, ist mir der Schmuck egal. Ich will sie töten, diese Schweine. Danach werde ich Ettore töten. Seinetwegen

ist es schlecht ausgegangen, wegen seiner Schweinerei mit den Drogen!«

»Ist der Typ in der Bude sein Chef?«

»Einer seiner Lieferanten oder ein Großhändler oder … Ich hab davon keine Ahnung und es ist mir auch scheißegal. Aber ich weiß, dass wir jetzt zu viel wissen. Er wird uns töten. Gestern haben wir uns amüsiert und noch nicht einmal an die Zukunft gedacht. Nach heute ist es nicht mehr möglich, die Vergangenheit zu vergessen. Das geht für uns alles zu schnell, Riri!«

Rita blickte mit ihren jadegrünen Augen hinauf zu Pierrot. Sie fröstelte im Wind, der an der Durance frischer wurde: »Und du kneifst auch nicht? Gib mir den Revolver.«

Pierrot gehorchte, ohne nachzudenken.

»Nein, ich geb nicht auf. Ich hab gesagt, wir töten sie, also machen wir das. Danach …«

»Danach werden wir sehen. Hör mal: Geh du rauf und kratz an ihrer Tür. Und ich kletter die kleine Pergola hoch …«

»Da fliegst du doch runter!«

»Unter der Klematis sind Eisenträger, die sind für mich stabil genug. Wenn sie dann aufmachen, schieße ich durch den Spalt in den Fensterläden.«

»Und wenn du sie nicht triffst?«

Rita zog die Schultern hoch. Es war fünf Uhr morgens und im Osten wurde der Himmel heller. Die Typen mit dem Sattelschlepper hatten es schließlich verstanden: Das Führerhaus rutschte fast geräuschlos in den Kanal. Schon drehte der Traktor, der hinten am Auflieger eingespannt war, das Führerhaus langsam Stück für Stück, um es parallel zur Brücke auszurichten.

»Sag etwas zu ihnen, so leise, dass sie es nicht verstehen. Während sie sich der Tür nähern, um nachzufragen, werde ich schießen. Mit vier Kugeln kann ich sie nicht verfehlen.«

Sie hielt kurz inne.

»Küss mich!«

Er tat es. In Ritas kleiner Hand schien der Revolver riesig zu sein. Pierrot fiel es auf, und er sagte beinahe amüsiert: »Riri, nimm ihn zum Schießen in beide Hände.«

Er folgte Rita bis zur Pergola. Sie kletterte ohne Probleme zu dem dunklen Fenster hinauf. Als sie mit beiden Füßen jeweils stabil auf einem Eisenträger stand, gab sie Pierrot mit dem Kopf ein Zeichen. Er durchquerte das verlassene Restaurant und den Flur und stieg die Treppe mit dem Schild

privat hinauf. Oben angekommen hatte er Mühe, sich zurechtzufinden, und musste wieder hinuntergehen, um sich zu orientieren. Endlich gelang es ihm. Er verbot sich nachzudenken und klopfte an die Zimmertür.

Lydie schlief auf dem Bauch, ihren schlanken Körper gegen den von P.-J. gepresst, mit dem Kopf auf seiner rechten Schulter und einem Arm über seiner Brust. Sie hörte nichts, aber wurde wach, weil er ihren Arm fortschob. Er legte ihr eine Hand auf den Mund und gab ihr ein Zeichen, dass sie unter das Bett gleiten und sich auf dem Boden an die Wand legen sollte. Einen kurzen Augenblick überfiel ihn der vertraute Schwindel und bedeckte seine Stirn mit kaltem Schweiß, als er leise aufstand. In jeder Hand eine Pistole brummte er, wie ein Mann, den man aus dem Schlaf reißt: »Hm … hä … ja? Was? Einen Moment …«

Instinktiv wählte er das Fenster als Ziel, sicher, dass es eine Falle war, und weil ihm die Tür einen besseren Schutz zu bieten schien. Er sprang zwischen Tür und Fenster, ließ auf das Fenster zwei Schüsse los, die die Fensterläden aufstießen, drehte sich und gab zwei weitere auf die Tür ab.

Pierrot hatte Glück: Er hatte sich an die Wand links von der Tür gedrückt und war bereit gewesen, denjenigen anzuspringen, der herauskam. Der Putz im Flur blätterte unter den Kugeln ab. Er hörte Rita schreien und sprang die Treppe hinab.

Sie lag unter der Pergola, und als Pierrot ihren Kopf anhob, öffnete sie den Mund, aus dem ein Schwall Blut floss.

P.-J. hatte sie genau in Hals und Schulter getroffen. Nur noch wenige Augenblicke, bis sie tot war. Während die Schlafenden von der Terrasse durch die Detonationen aufgeschreckt herbeigelaufen kamen, drückte Pierrot einen Moment lang die schlaffe Rita gegen seine Brust. Ohne ihre Waffe zu suchen, rannte er zum R18, in dem Ettore die Augen öffnete. Nie mehr würde Pierrot so sehr das Bedürfnis verspüren zu weinen.

Im fahlen Licht des Zimmers mit dem altmodischen Dekor hatte sich P.-J. in Windeseile angezogen. Lydie, die die Situation verstanden hatte, folgte seinem Beispiel. Sie rafften die Taschen mit dem Schmuck zusammen. P.-J. hatte Lydie einen der Revolver gegeben, und als sie ins fahle Morgengrauen traten, teilte sich die Menge und machte Platz. Der R30 fuhr in dem Augenblick über die Brücke, als man es geschafft hatte, den auf der Seite liegenden Auflieger fortzuschieben.

Pierrot sprang in den 18 Turbo; Ettore war schon losgefahren, bevor er sich angeschnallt hatte.

Hundert Meter weiter, in der Ecke einer sehr hohen Lebensbaumhecke, weckte Mercurey Imbert im CX.

»Chef, es geht weiter!«

Imbert hatte noch nicht einmal die Augen geöffnet, als er den ersten Gang einlegte. Vor der Pergola, wo eine Frau heulte, fuhr er sechzig Stundenkilometer, hundert auf der Brücke.

Der Alte, der den Traktor fuhr, schaute kopfschüttelnd zu, wie die drei Autos vorbeirasten.

KAPITEL 24

Sonntag, der 17. August, 5.30 Uhr – Nationalstraße 96 zwischen Meyrargues und der Pont de Mirabeau

Auf der anderen Seite der Brücke ließen die vielen geparkten Fahrzeuge kaum eine Durchfahrt. P.-J. durchquerte Meyrargues, ohne aus dem fünften Gang herunterzuschalten oder zu bremsen. Er hob den Fuß nur zweimal: einmal, um einer Menschengruppe auszuweichen, und einmal, um die Schikane an der Ausfahrt des Städtchens richtig anzufahren. Dann kam die lange Gerade in Richtung Peyrolles, die auf der rechten Seite frei war. P.-J. fuhr den R30 voll aus.

»Ich sehe sie noch nicht«, sagte Lydie wie zu sich selbst.

»Sie haben einen weißen 18 Turbo. Ich muss das Mädchen im Hotel getroffen haben: Der große Kerl war mit Ettore allein. Wenn die Straße so frei bleibt, kann ich sie abhängen. Vorausgesetzt, dass meine Kiste besser hält als seine.«

»Warum?«

»Neue, nicht eingefahrene Autos. Man riskiert immer, den Motor zu schrotten.«

Lydie, die mit den Knien auf ihrem Sitz hockte, um durch die Heckscheibe spähen zu können, sah in fünf-, sechshundert Metern einen blauen Punkt erscheinen.

»Das sind sie!«

»Logisch. Wir sind hier auf freier Strecke. Später in den Kurven sehen sie uns nicht mehr. Danach überquere ich nicht die Pont de Mirabeau, sondern biege rechts nach Cadarache ab, statt der Nationalstraße nach

Manosque zu folgen. Dort gibt es eine Felswand, die uns kurz nach der Abzweigung schützt. Sollten sie dieselbe Idee haben, werden sie glauben, dass ich bei Vinon zurück auf die Straße nach Manosque fahre, aber ich werde noch einmal nach rechts fahren, nach Gréoux, und in einer Kehre am Stadtausgang eine Stunde warten. Dann flitzen wir nach Manosque, wo ich dich absetze. Vierzehn Kilometer, höchstens zwanzig Minuten.«

»Und wenn sie auch daran denken?«

»Das würde mich wundern! Ettore weiß, dass der R30 schneller ist. Er glaubt bestimmt, dass ich auf der Nationalstraße bleibe, direkt über Sisteron, Grenoble und die Alpen. Aber verstehst du, ich mache den Umweg, um die freie Strecke zu meiden, auf der er uns sehen kann. Niemand weiß, wo ich hinfahre, und ich will auch nicht, dass es jemand erfährt. Er und ich, wir sind dabei, die Brücken hinter uns abzureißen. In Aix würde man uns schließlich zur Rechenschaft ziehen.«

»Und mir, mir willst du es nicht erzählen?«

P.-J. antwortete nicht, er hatte nur ein ganz leichtes Lächeln auf den Lippen, das seine Zähne nicht entblößte. Sie fuhren wie der Blitz nach Peyrolles hinein und hätten beinahe die erste rote Ampel gegenüber der Renault-Werkstatt umgefahren. Das Quietschen der Reifen hallte wider, gedämpft von der stickigen Atmosphäre des anbrechenden Tages, eingerahmt von leichenblassen und bleiernen Wolken. Der R30 überfuhr auf den dreihundert Metern Hauptstraße drei Ampeln, nahm die Kreuzung in verbotener Fahrtrichtung und gelangte auf einem sehr breiten Straßenabschnitt bis zur zweiten Brücke über die kanalisierte Durance. Die Federung protestierte kaum, als P.-J. die lange Kurvenstrecke in Angriff nahm; zum Wasserkraftwerk von Jouques und zur Pont de Mirabeau, über den Abschnitt der Durance hinweg, an dem diese noch ihrem natürlichen Flusslauf folgte.

Seit der Einfahrt nach Peyrolles war das Auto von Ettore nicht mehr zu sehen. Lydie setzte sich normal hin und schloss die Augen.

* * *

Die Landschaft bot einen immer unversehrteren Anblick. Das Beben schien diese Ecke ausgespart zu haben. Vielleicht hatten die Durance und ihr Kanal wie eine Dehnungsfuge gewirkt, sodass die Schäden auf das Gebiet südlich

des Flusses beschränkt waren.

Ettore schien genauso ruhig zu sein wie P.-J., aber tatsächlich standen seine Nerven kurz vor dem Zerreißen. Er gab sich Mühe, das Bestmögliche aus dem Turbokompressor herauszuholen. Seine sportlichen Kapazitäten, auch wenn sie körperlich nachließen, fanden hier ihren Einsatz. Auf seltsame Weise dachte er unter diesen Weltuntergangsumständen weniger an den Schmuck, an seinen Stall und an sein florierendes, jetzt ruiniertes Drogengeschäft, sondern an die sonnigen Momente seiner Vergangenheit. Es war paradox, aber er musste P.-J. töten, um wieder dieser Ettore zu werden. Den Mann, dank dem er jemand geworden war, nachdem sein Stern am Sporthimmel gesunken war. Aber im Inneren rügte er sich und sprach zu sich selbst: Seine Stunde des Ruhms würde wiederkommen, die schönen Tage wiederaufblühen. Es war nur eine Frage von Minuten; die Zeit, die notwendig war, um den Handwerker auf die Ersatzbank zu schicken.

Muginello wusste nicht, dass P.-J. Anfang der Sechziger seinen Triumph miterlebt hatte. Muginello hatte dreiundfünfzig Sekunden vor dem Abpfiff mit einem Kopfball das Tor gemacht, das seinem Team den Sieg bei der französischen Meisterschaft bescherte. Er war während der Ferien und der Spiele der Jungs auf dem staubigen Beton der Hinterhöfe P.-J.s Idol geworden, der sich Mühe gab, sein Täuschungsmanöver nach links und dann den Angriff über die rechte Flanke zu kopieren.

Aber niemand hatte gesehen, wie Ettore im Moment seines siegreichen Impulses, im Eifer des Gefechts, dem Außenverteidiger einen Tritt vor die Kniescheibe gegeben hatte. Dieses Foul war unbeabsichtigt gewesen. Trotz des Fouls, trotz seiner schwarzen Locken war er zur Nummer eins geworden, zum ›Engel der Stadien‹, zum ›fliegenden Provençal‹, zum ›Prinzen der Prinzen‹ (in Anspielung an das Stadion Parc des Princes).

Von der folgenden Saison an war der Engel definitiv gefallen, der fliegende Prinz in Flammen abgestürzt: doppelter Schienbeinbruch, zertrümmerte Kniescheibe. Eine leichte Rempelei zwischen entnervten Spielern nach einer strittigen Elfmeterentscheidung war schlecht ausgegangen. Das harte Alu eines Stollenschuhs und das starke Ressentiment eines Gegners hatten dieses Wunder vollbracht.

Jetzt erinnerte Ettore sich an diesen Bruchteil einer Sekunde, in dem er all seine Gegner überflog, die während des Atemzugs von Millionen Zuschauern starr dastanden. Er hatte also, solange wie das Netz sich bewegte, die Kraft eines Gottes gehabt.

»Die glückliche Zeit wird schon bald wiederkommen, wenn ich diesen Mechaniker des Unglücks mit einer Kugel zwischen die Augen getötet habe.«

Ettore dachte nicht einmal mehr an Pierrot, der blass und vor Aufregung und Anspannung zitternd dasaß: Er hatte nichts gesagt, außer zweimal: »Gib Gas!«, als er den R30 aus den Augen verlor, und als sich der Abstand zwischen den beiden Autos vergrößerte.

Er war sich absolut darüber im Klaren, dass er erledigt war, verbrannt, dass er hier die Arbeit des Rauschgiftdezernats machte, indem er einen Großhändler verfolgte, um ihn zu töten. Er wusste auch, dass er sich selbst in diese Scheißsituation gebracht hatte, zum Spaß, vielleicht aus der Freude heraus, noch zu leben, um das Schicksal herauszufordern und ein Abenteuer zu erleben. So, wie ein harter Schuss aus dreißig Metern, der die obere Ecke trifft und göttlich macht, ähnlich der unerreichbaren Gewitterwolken, die dort unten vorüberzogen, auf den steinigen Mäandern der Durance.

Er schüttelte noch ungläubig über seinen Wahnsinn den Kopf. Jetzt blieb nur, die geistige Verirrung konsequent zu Ende zu führen, um den richtigen Weg wiederzufinden. Pierrot hatte gerade die Trommel von Ettores Revolver aufgekippt, um hineinzuschauen: drei Kugeln. Nicht eine mehr. Im Inneren von Pierrot: nichts, Leere.

* * *

Imbert und Mercurey zogen Bilanz, während sie Ettore folgten. Imbert schimpfte häufig, weil er schnell fahren musste, es aber nicht gern tat. Und Mercureys Craven rauchte er auch nicht gern.

»Dope für Schlappschwänze!«, sagte er. »Meine Frau hat sonntags immer eine geraucht, nachdem sie sich den kleinen fruchtigen Schnaps ihres Vaters genehmigt hatte. Siehst du, Mercurey, du paffst Kippen aus einer Katastrophenehe.«

Im Morgengrauen hatte Imbert, bevor er im Auto eingeschlafen war, seinem Untergebenen seine Schlussfolgerungen mitgeteilt. »Was ist dir im Transporter mit dem Labor aufgefallen?«

»Die gepflegte Einrichtung.«

»Ich habe dich nicht nach deiner Einschätzung als Hausfrau gefragt. Nimm deine Schürze ab und denk mal nach!«

»Der CB-Funk.«

»Zack! Gewonnen, Yvonne! Der CB! Also?«

»Das sieht logisch aus für einen Rallyeservicewagen. Sinibaldi hat den Funk installiert, um ihm den richtigen Anschein zu geben. Zudem musste er im Einsatz sein, um die Fassade aufrechtzuerhalten: Der CB-Funk ermöglichte ihm, den Schein zu wahren. Man platziert einen Satz Reifen an einem Servicepunkt, lässt hier und da ein Teil zurück und ein anderer Laster kümmert sich dann um den wirklichen Service. Wenn nötig, täuscht man einen Arbeitsauftrag vor und geht spazieren, während der Stoff veredelt wird.«

»Stimmt! Reich mir mal eine Bierdose und hol dein Kochbuch raus.«

»Seit heute Nachmittag ist das Bier warm, Chef.«

»Nicht schlimm.«

Nachdem Imbert seine Dose auf ex getrunken hatte, wurde er ungeduldig: »Also, zu deinem Schmöker, geht es um heute oder morgen?«

Mercurey machte große Augen: »Ich dachte, das wäre, um mich auf die Schippe zu nehmen, wie mit der Schürze!«

»Du Idiot, mach schon!«

Imbert nahm selbst das bei Ettore konfiszierte Rezeptbuch von der Rückbank und warf es Mercurey auf die Knie.

»Schau rein und denk nach: CB-Funkanlage, Zahlen, und?«

»Die Nummern der Kanäle?«

»Schon ganz gut! Schau besser hin!«

Mercurey blätterte weiter und hob dabei die Augenbrauen.

»Ich habe keine Ahnung.«

»Wie ist denn dieser Wälzer angelegt?«

»Nach Wochentagen, Sie haben mich ja schon darauf hingewiesen, dass es idiotisch war … ah Scheiße … das ist es, ich hab’s verstanden! Sie haben jedem Tag eine Frequenz zugeordnet, um sich über den Ort und die Uhrzeit der Lieferung kurzzuschließen! Die mit Bleistift korrigierten Zahlen geben den nächsten Kanal an! Zum Beispiel: Der nächste Kontakt findet am Sonntag auf Kanal siebenundzwanzig statt. Ganz einfach!«

»Von wegen, aber du hast es verstanden. Man kommuniziert völlig unbemerkt von einer Karre aus mit dem Laster. Sinibaldi ist nicht einmal unbedingt im Laster. Nach jedem Mal bekommt Melissa, die für den Vertrieb zuständig ist, eine andere Telefonzelle genannt: Die nächste war 62.15.01.«

Während Imbert schlief, hatte Mercurey eine komplette Tabelle mit den im Kochbuch enthaltenen Informationen erstellt. Er las sie seinem Chef

während der Verfolgung schnell vor. Imbert pfiff vor sich hin, halb anerkennend, halb wütend.

»Die Scheißkerle! Zwei einwandfreie Deckmäntelchen! Die Huren und die Karren. Damit haben sie sich dumm und dämlich verdient! Man sollte sich den Spaß machen, die Mengen zusammenzurechnen, die du gerade angegeben hast, und sie mit dem Durchschnittspreis beim Verkauf zu multiplizieren.«

»Chef?«

»Was?«

»Etwas verstehe ich nicht: Wenn sie dieses wahnsinnig wichtige Geschäft zusammen machen, warum töten sie sich dann gegenseitig?«

»Also in diesem Fall, mein Guter, rate ich dir, niemals an Wundern zu zweifeln. Sag Danke und mach dein Kreuz drunter!«

Im selben Augenblick fluchte Imbert: Genau vor der alten, stillgelegten Pont de Mirabeau, die parallel zur neuen Brücke verlief, ging Ettore gerade zu Fuß zusammen mit dem jungen Kraftprotz am Ufer der Durance auf einer breiten, tief mit Kies bedeckten Fläche geradeaus.

P.-J.s R30 steckte mittendrin fest.

KAPITEL 25

Sonntag, der 17. August, 5.45 Uhr – Pont de Mirabeau

Ein Blick in den Rückspiegel hatte gereicht. Als P.-J. wieder geradeaus auf die Straße schaute, schrie Lydie bereits auf, und der Motorradfahrer lag fast auf der Haube. Zu spät, um auf die rechte Spur zurückzulenken. Er gab dem Lenkrad einen Ruck nach links und fuhr in eine Windung der Durance, zwar ohne Wasser, aber mit feinem Kies. Sie waren gerade am Kraftwerk von Jouques vorbeigefahren, das die Wasserkraft der kanalisierten Durance zum Betreiben von Turbinen nutzt. Das Wasser kommt dort aus den Bergen und stürzt dann ungefähr fünfzig Meter tief, um danach unter der Straße zu verschwinden. Der Kanal fließt anschließend ruhig Peyrolles und Meyrargues entgegen. Plötzlich ist das breite, durch den Kanal trockengelegte Flussbett nur noch eine Mulde, gefüllt mit kleinen, runden Kieseln.

P.-J. hatte alle Mühe der Welt, das sich aufschaukelnde Auto in der Spur zu halten: Es kam nicht infrage, auf der Oberfläche, die weicher als Sand war, zu versuchen, eine Kurve zu fahren. Er beabsichtigte, auf der anderen Seite der Windung die Straße wieder zu erreichen. Der Turbomotor begann, sich im fünften abzumühen: Das Auto verlor aufgrund der mangelnden Haftung an Geschwindigkeit. Und er war sicher, dass es sich festfahren würde, wenn er versuchte, in einem niedrigeren Gang einen besseren Antrieb zu bekommen.

»Gott verdammt! Ich hab den Eindruck, ich würde in einer Schüssel Aioli rumfahren!«

Vorsichtig schaltete er in den vierten. Der Sechszylinder stotterte. Eintausendfünfhundert Umdrehungen. Dritter. In dem Augenblick, in dem er

den Schalthebel nach vorn schob, rollten die Vorderräder über eine Bodenwelle, und ein feiner Kies ertränkte den Motor von unten. Lydie, die die Straße ausspähte, schrie auf: »Da sind sie!«

In seinem Sitz halb gedreht sah P.-J., wie Ettore auf der Straße anhielt und halb aus dem R18 ausstieg, vorsichtig genug, um sich nicht auf diesen Matsch einzulassen. Er schaltete in den Rückwärtsgang. Die Niederquerschnittsreifen Michelin TRX schleuderten Kies hoch, griffen und fuhren sich dann fest. Bei geöffneter Tür stellte Lydie fest, dass die gesamte Karosserie jetzt auf dem Boden auflag und die Räder bis zur Nabe eingegraben waren.

Drüben hatten Ettore und Pierrot die Straße überquert und näherten sich im Laufschritt, so gut sie es auf diesem unsicheren Untergrund konnten. P.-J. und Lydie stiegen aus und griffen sich die Taschen aus dem Kofferraum. Auf der linken Seite, ungefähr fünfzig Meter entfernt, unterstrichen Bäume die Ränder des verbliebenen Rinnsals des Flusses, das breit, aber nicht tief war. Während sie eilig Deckung suchten, bemerkten sie ganz in der Nähe die beiden romanischen Türme der alten Pont de Mirabeau, einer Hängebrücke. Direkt daneben überspannte die neue Eisenkonstruktion den Fluss von einem Ufer zum anderen.

»Schnell!«, schrie P.-J. »Wir müssen da rauf und eine Karre anhalten.«

Hinter ihnen machte Pierrot Boden gut. Ettore schleppte sich hinterher. P.-J. lief in Lydies Rhythmus, geschmeidig und schnell, kaum von den beiden Taschen mit dem Schmuck behindert. Sie rannten durch den Grünstreifen mit Zedern-Wacholder und Erlen, durchquerten das über die veralgten Kiesel dahinfließende Wasser und verstauchten sich dabei die Knöchel. Auf der anderen Seite waren sie ungeschützt, entlang der steilen Felswand, im gleißenden Morgenlicht auf dem Hang, der oval war wie eine Melone.

* * *

»Da ist der R18!«, sagte Mercurey.

Imbert hatte die Geschwindigkeit reduziert, ohne jedoch anzuhalten. Er fuhr an dem Auto von Ettore vorbei und folgte langsam der sanften Kurve der Straße. Gleichzeitig bemühte er sich, dem Flussbett der Durance trotz der zahlreichen Fahrzeuge der Rettungskarawane, die ihnen entgegenkam, mit den Augen zu folgen. Hinter ihnen hupte ein Krankenwagen. Er entdeckte P.-

J. und Lydie am Fuße des schroffen Hangs. Pierrot durchquerte die Bäume, und Ettore plagte sich auf dem Kies herum.

»Wir fahren bis zur Brücke am Ausgang dieser Windung und warten ab«, murmelte er mehr zu sich selbst als zu Mercurey.

* * *

Mitten im Fluss rutschte Pierrot über einen Stein und knallte auf den Rücken. Er dachte daran, seine Waffe vor dem Wasser zu bewahren. Aber er konnte nicht anders, als das Gesicht zu verziehen, als er sich erhob, da er sich den Oberschenkel an einem Felsen verletzt hatte. Vor ihm waren Sinibaldi und das Mädchen in einer großen Gruppe Sträucher mit blassen Blättern verschwunden, die unten den alten, rötlichen Pfeiler in Form eines Turms umstanden. Ettore rief ihn, außer Atem: »Mach keinen Scheiß, Kleiner! Er erwartet uns!«

Pierrot ging trotzdem weiter, den Revolver in beiden Händen, die Arme halb gebeugt. Ettore watete durch das Wasser, atemlos und erbärmlich anzusehen in seinem Anzug, der bis zu den Knien triefnass war. Er schritt wie ein Seiltänzer voran, immer auf sein Gleichgewicht achtend. Links von Pierrot war ein Einschnitt im Berg. Ob Sinibaldi ihn dort vielleicht erwartete?

Auf das verwitterte Gestein des Turms gestützt, das früher einmal überflutet war, schöpften Lydie und P.-J. Atem. Er legte ihr eine Hand auf die Wange: »Hör mir gut zu. Wenn du rechts den Abhang hinaufkletterst, triffst du auf die alte Straße. Das ist kaum mehr als eine breite Piste. Von da rennst du bis zur neuen Brücke und wartest dort auf mich. Du bist über fünfzig Meter ungeschützt. Ich gebe dir von hier aus Deckung. Ich komme so bald wie möglich zu dir.«

»So bald wie möglich?«

»Entweder jetzt oder nie. Diese Typen kennen kein Pardon. Es sei denn, ich erwische sie zuerst. Nimm alle Taschen.«

Sie schauten sich einen Moment lang an. P.-J. wurde sich des Blaus von Lydies Augen, ihrer tiefen Atmung und der in der Nähe rollenden Kiesel deutlich bewusst. Der Jungspund kam näher. Sie umarmte ihn, nahm den Schmuck und begann zu klettern. P.-J. wartete, zusammengekauert am Fuß des Pfeilers der alten Brücke im Schutz des Wäldchens.

Pierrot war in die Felsnische gesprungen, bereit zu schießen. Niemand.

Aber als er die Augen nach oben richtete, bemerkte er fünf oder sechs Meter über ihm einen schmalen Pfad an dem Steilhang, der in Höhe der alten Straße mündete. Der Bruch, der die Felswand teilte, ermöglichte den Zugang zu ihm. Er kletterte trotz des schmerzenden Oberschenkels sehr schnell über das Geröll.

So wie er vermutet hatte, fand er sich auf einem schmalen mit Bergminze bestandenen Ziegenpfad wieder, der genau zum Turm führte, der sich über dem Pfeiler der alten Brücke erhob. Er beeilte sich, in dem Bewusstsein, an dem Berghang eine perfekte Zielscheibe abzugeben. Ettore hatte sich gegen den Fels gepresst und wartete außer Atem die Ereignisse ab. Sein ruiniertes Knie ließ ihn furchtbar leiden.

P.-J. sah nichts mehr, hörte nichts mehr, außer den kleinen Kieseln, die unter Lydies Schritten herunterpurzelten. Sie musste jetzt fast oben sein. Vorsichtig ging er um das Fundament aus rosa Steinen herum, um den Jungen mit dem Revolver zu suchen. Die Detonation über ihm ließ ihn zusammenzucken.

Lydie, bepackt mit dem Schmuck, erreichte nach ihrem Aufstieg stöhnend und auf allen vieren die alte Straße. Sie stellte sich hin und sah, wie der junge Kerl seine Waffe auf sie richtete, quasi aus nächster Nähe.

Pierrot drückte den Abzug, und Lydie fiel zurück in Richtung Flussbett, rutschte mit ausgebreiteten Armen auf dem Rücken inmitten der schweren Taschen hinunter, die sie nicht losgelassen hatte.

P.-J. verstand sofort. Er erreichte Lydie, als ihr Körper noch langsam auf dem Schotter hinunterglitt, seltsam seitwärts gebogen.

Sie war bereits tot. Die Kugel war direkt unter dem linken Auge eingetreten.

Ettore konnte nicht mehr. Er hatte gesehen, wie Pierrot mit irrem Blick den Felsen hinaufgeklettert war. Sein Bein ließ ihn unsagbar leiden: nervliche Anspannung und mangelnde Ruhepausen.

»Verdammt noch mal, was mach ich hier eigentlich?«, murmelte er. »Man könnte meinen, in meinem Kopf hat’s auch gebebt.«

Wegen des Echos hörten sich die beiden Detonationen wie eine an, mit doppelter Lautstärke, wie in einer Symphonie. Ettore tat nichts.

Als P.-J. aus dem Wäldchen kam, sammelte Ettore Steine und wartete. Er war so erschöpft.

Pierrot sah, wie Sinibaldi sich über das Mädchen beugte. Er wusste, dass er ihren Kopf getroffen hatte. Vor allem musste er den da abknallen. Er

stürzte den Hang hinunter und leerte die Trommel seines Revolvers, ohne zielen zu können. P.-J. hatte keine Mühe, ihm eine seiner beiden Kugeln mitten ins Herz zu platzieren. Blieb noch Ettore. Unbewaffnet. Und P.-J. noch eine einzige Kugel.

Er machte kehrt. Ruhig. Ettore stand immer noch gegen den grau gemaserten Fels gepresst. Er schaute zu, wie P.-J. auf ihn zukam, er war völlig ausgelaugt, resigniert, einen Kiesel in jeder Hand.

»Zu blöd. All diese verlorene Kohle. Man sagt, dass die Leute verrückt werden, wenn die Erde bebt, dass Gott die Ungläubigen bestraft.«

Ungeschickt warf er die Kieselsteine nach P.-J., die ihn ziemlich weit verfehlten. Sein Kreuzzeichen wurde mitten in der Bewegung unterbrochen: P.-J. hatte ihm seine letzte Kugel in den Kopf gejagt. Im Osten grummelte das Gewitter und übertönte das Echo in der Schlucht von Mirabeau.

KAPITEL 26

Sonntag, der 17. August, 5.45 Uhr – Pont de Mirabeau

Mercurey lässt sich gehen. Im ersten Tabakladen kaufe ich eine Stange Disque Bleu und eine Palette Bier.

Das waren Imberts Gedanken, als er an der Auffahrt zur Pont de Mirabeau im CX saß, an der Kreuzung der RN 96 in Richtung Manosque und der RN 552 Richtung Centre d'études nucléaires, dem Kernforschungszentrum Cadarache. Trotz der Morgenstunde war der Rücken seiner Jacke bereits durchnässt. Magali, die blöde Kuh, hatte gewollt, dass die Sitze mit Kunstleder bezogen wurden, damit sie einfacher zu reinigen waren.

Auf der anderen Straßenseite stand Mercurey Schmiere, in Hemdsärmeln und mit offenem Kragen auf die Metallbrüstung gestützt.

Sein Apparat mit einem 135er-Objektiv und doppelter Brennweite ermöglichte ihm, die Szenerie zu beobachten und gleichzeitig Fotos aufzunehmen. Sie hörten die beiden Schüsse deutlich.

»Und?«, fragte Imbert.

»Es ist der Jungspund, Chef. Er hat das Mädchen erwischt, und Sinibaldi hat ihn seinerseits runtergeholt.«

»Scheiße! Komm zurück! Womöglich werden sich Muginello und Sinibaldi einig und hauen mit dem R18 ab. Zumindest, wenn sie zu Fuß zurückkommen, diese Dreckskerle!«, fügte er an sich selbst gerichtet hinzu.

Mercurey gab einem Fahrzeug des Roten Kreuz ein Zeichen vorbeizufahren, als eine weitere Detonation zu hören war. Daraufhin stieg Imbert umgehend aus dem Auto und überquerte schnell die Straße. Er stieg auf die grün gestrichene Brüstung, um besser sehen zu können.

»Achtung, Chef, die ist nicht breit!«

»Halt's Maul! Oder willst du auch noch meine Hand halten, Väterchen? Sinibaldi hat den Champion über den Haufen geschossen. Ich vermute, dass er jetzt zurückgeht, um sein Handgepäck zu holen, bestimmt voll mit gestohlenem Schmuck, und den R18 nimmt.«

Tatsächlich sahen sie, wie P.-J. die Taschen neben der Leiche des Mädchens nahm, den Fluss durchquerte und entlang der Baumreihe zum Auto hinaufging. Imbert sprang schwerfällig von der Brüstung.

»Wenden wir und holen ihn uns, Chef?«

»Dummkopf! Wir folgen ihm und schnappen ihn uns da, wo er anhält«, antwortete Imbert und ging ganz ruhig zum CX. »Zunächst warten wir, dass er vorbeifährt. Vielleicht führt er uns ja zu einem Versteck.«

»Und wenn er nicht hier vorbeikommt? Wenn er nach Aix zurückfährt?«

»Mein Freund, du hast wohl letzte Nacht nicht genug geschlafen! Und, mein Wort drauf, gestern hast du bei vollem Bewusstsein geschlafen. Würdest du nach Aix zurückkehren, in dieses stinkende Massengrab, wenn du anders könntest? Mach dir mal keine Sorgen. Wenn er sich aus Aix verzogen hat, dann, um nicht wieder zurückzukehren. Geduld und Beharrlichkeit, *Monsieur* wird bald … an der Klapperkiste hier vorbeikommen.«

Er stieg in den CX und knallte die Tür zu. Mercurey schüttelte mürrisch den Kopf und brummelte mit ganz tiefer Stimme: »Bin nicht sicher! Wenn wir ihn verlieren …«

* * *

P.-J. dachte an gar nichts mehr. Nur an Valérie. Er hatte Lydie gerade bewusst aus seinen Gedanken gestrichen. Er warf auch keinen Blick zu viel auf Ettores Körper, dem er die Schlüssel für den R18 abnahm. Er drehte sich um und ging den Schmuck holen. Jetzt musste er eine Möglichkeit finden, ihn irgendwie durchzuschmuggeln oder loszuwerden, ihn irgendwo zu verstecken. In seinen Gedanken gab es nur die direkte Zukunft: das Auto zu nehmen, Valérie und die Kinder zu holen und in die Schweiz zu verschwinden. Solange noch keine Warnung herausgegeben war, hatte er eine Ausrede für den Zoll und die Grenzpolizei: Die Katastrophe habe ihn

gezwungen, in Lausanne auszuspannen, in einem ganz kleinen, gemieteten Haus am Ufer des Genfer Sees. In Zürich erwartete sie ein Nummernkonto. Sie mussten nur noch aus diesem Chaos hier raus!

Bevor er den Schmuck an sich nahm, schloss P.-J. Lydies dunkelblaue Augen. Nur durch die Berührung ihrer noch warmen Haut wurde ihm das erschreckende, vielfältige Bild aller Tode deutlich, denen er in den letzten vierundzwanzig Stunden beigewohnt oder die er verursacht hatte. Als er wieder aufstand, taumelte er, wischte sich automatisch die Stirn und war überrascht festzustellen, dass er das erste Mal seit Langem reichlich schwitzte. Schließlich war auch er zu einem Teil selbst schuld an Lydies Tod.

Das eisige Wasser an seinen Beinen tat ihm gut. Er ließ seine Last einen Moment los und bespritzte sich ein wenig. Als er an dem R30 vorbeiging, nahm er sorgfältig die Papiere und riss die vorläufigen Nummernschilder ab, die auf einen schwarzen Klebestreifen gemalt waren. Vielleicht würde das die Fahndung einige Stunden verzögern.

Er legte den Schmuck in den Kofferraum des R18 und startete ihn in aller Ruhe, reihte sich in den motorisierten Zug derjenigen ein, die der Katastrophe entflohen, denen alles gleichgültig war, vergleichbar mit den Scharen an Einwohnern aus Aix und Marseille, die jedes Wochenende in ihre Häuser in der Haute Provence hinauffuhren. Er versuchte weder schneller zu fahren, als die anderen, noch zu überholen. An der Abzweigung zur Brücke fuhr er nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, nach rechts in Richtung Cadarache, Vinon und Gréoux, sondern überquerte die Durance in Richtung Manosque. Im Vorbeifahren fiel ihm auf, dass die Fahrbahndecke intakt geblieben war. Die beiden Typen in dem CX, die die Karte studierten, sah P.-J. nicht, als sie sich einige Fahrzeuge hinter ihm einreihten. Nach der Schlucht von Mirabeau erschien alles normal. In dieser Region hatte das Erdbeben nur psychologische Auswirkungen. Die Leute standen am Straßenrand, in ihren Fenstern, auf den Türschwellen und betrachteten dieses Spektakel der Flüchtlinge, die Radio und Fernsehen ihnen beschrieben hatten. Manche waren sogar feindselig eingestellt, beunruhigt über diesen wachsenden Ansturm, der um Wasser und Lebensmittel bettelte und die Apotheken stürmte, um die am Vortag nur hastig behandelten Wunden zu versorgen.

Einige Kilometer vor Sainte-Tulle bemerkte P.-J., dass die Benzinanzeige aufleuchtete. Er hielt an der Einfahrt zum Städtchen an einer Tankstelle an, die von riesigen Maulbeerbäumen beschattet wurde. Während

der Tankwart die drei vorangegangenen Fahrzeuge betankte, dachte er seltsamerweise an Seidenraupen, deren Zucht und den Mistral, der immer noch anhielt …

Der Alte mit der roten Kappe, auf der eine gelbe Muschel prangte, musste ihn durch das heruntergekurbelte Fenster an der Schulter schütteln, damit er vorfuhr. »He, Sie da! Sie sind wohl der Einzige, der heute Zeit hat!«

»Entschuldigen Sie, ich bin erschöpft«, antwortete P.-J., während er ausstieg und den Tankdeckel öffnete.

Auf der Straße wurde der Andrang stärker. Eine ganze Parade von Familien mit Katastrophenmienen.

»Wo fahren Sie denn so hin?«, fragte der Alte halb freundlich, halb distanziert.

»Weiß nicht. Wie ist es in Manosque?«

»Oh! Da sollte man besser nicht anhalten. Fahren Sie höher hinauf. In Manosque werden Straßensperren errichtet und Quarantänestationen am Stadttor Porte de la Saunerie. Ist doch richtig, für den Fall, dass sich die Krankheiten bis hierher ausbreiten. Ist ja bekannt, nach den Erdbeben kommen die Seuchen. Denken Sie nur! Die Ratten, die Fliegen … Ich sage das nicht über Sie, wohlgemerkt! Sie sind in guter Form, Sie … Sagen Sie, ist es wahr, dass in Aix Banden umherziehen, die vergewaltigen und töten?«

»Ich komme nicht aus Aix. Aus Pertuis«, antwortete P.-J., der nicht wollte, dass man sich später an ihn erinnerte.

»Ach so! Ich dachte …«, sagte der Alte und machte den Anschein, nicht darauf eingehen zu wollen, während er den Tankdeckel wieder festdrehte. »Sie haben die dreizehn. Pertuis ist die vierundachtzig, Département Vaucluse, nicht Bouches-du-Rhône!«

P.-J. zog sein Scheckheft heraus, allmählich wurde er unruhig.

»Es gehört nicht mir.«

»Ach so. Ich dachte … Keine Schecks, bitte. Bargeld. Falls das Scheckheft nicht Ihres sein sollte, so wie das Auto …«

P.-J. beließ es dabei. Er öffnete seine Brieftasche und reichte dem Alten zwei Hundertfrancscheine, der angesichts seiner Scharfsinnigkeit zufrieden lächelte. Ohne sich die Zeit zu nehmen, seine Brieftasche wieder in die Jackentasche zurückzustecken, fuhr er weiter.

* * *

»Achtung, Chef! Er tankt.«

»Schon gesehen. Wir fahren weiter und warten dann auf ihn. Das wird langsam zur Gewohnheit. Scheiß Arbeit: Man verbringt seine Zeit damit, sich die Beine in den Bauch zu stehen und auf diese Herren Drogendealer zu warten. Auf *Monsieur*, meine ich natürlich«, fügte er mit einem breiten Lachen hinzu. »Ach Mercurey, gib mir mal ’ne Kippe.« (Mercurey ging so weit, ihm eine Craven anzuzünden.) »So ein Dreck, ich hab den Eindruck, Lindenblüten zu rauchen. Als würde ich am Abend einen Tee trinken statt eines guten Pilseners. Da, wir parken hier.«

Imbert glitt mit dem CX in die Einfahrt einer leeren Garage am Rand einer baumgesäumten Zufahrt zu einer Villa. Er hatte kaum zurückgesetzt, bereit, die Beschattung wieder aufzunehmen, da kam eine junge brünette Frau in weißen Clogs und großzügig geschlitztem Sommerkleid angelaufen: »Lassen Sie sich nicht stören. Aber das hier ist Privatbesitz …«

»Das Telefon … Polizei …«

Ohne zuzuhören oder zu antworten, schielte Imbert auf ihren Busen, verzog mit einem Grunzen das Gesicht, zeigte seine blau-weiß-rot gestreifte Karte vor und wandte sich an Mercurey: »Siehst du, alles Schlampen und Nervensägen!«

Dann suchte er die Straße ab, während Mercurey sich mit einem leichten, entschuldigenden Lächeln an die weißen Clogs wandte, die auf dem roten Kies der Einfahrt scheinbar erstarrt waren.

* * *

P.-J. legte schnellstens die sechs Kilometer zwischen Sainte-Tulle und Manosque zurück. Er hätte Pierrevert direkt von Sainte-Tulle aus erreichen können, aber er wollte unbedingt Klarheit über die Situation in Manosque haben. Er fuhr die Avenue Jean Giono zur Porte de la Saunerie hinauf. Bevor er links in Richtung Apt, dann sofort wieder links nach Pierrevert abbog, hatte er genügend Zeit, in circa hundert Metern Entfernung die Quarantänesperre zu sehen. Etliche Junge und Alte mit Waffen. Die Straße in die Alpen, in Richtung Sisteron und Grenoble, schien frei zu sein.

Ganz plötzlich bekam er Angst, dass die Klinik Toutes Aures beschlagnahmt sein könnte, dass eine Miliz die Zufahrt bewachte und die Durchfahrt zur Straße nach Pierrevert verbot, die genau gegenüber dem

Gebäude mit den Operationssälen lag.

Nichts davon war der Fall. Die Umgebung war genauso wie der Klinikparkplatz mit Fahrzeugen überfüllt. Sonst nichts. Die schmale Straße nach Pierrevert war frei. P.-J. beschleunigte auf der Piste, die er in- und auswendig kannte, in Richtung des provenzalischen Dorfs, das an einem steilen Hang lag. Er nahm rasch die wenigen Serpentinen nach der Durchquerung der Weinberge, raste anschließend den Friedhof entlang auf die Weinbaugenossenschaft und die Einfahrt des Dorfs zu.

Er konnte sich nur dazu beglückwünschen, dass er seinen Sicherheitsgurt angelegt hatte, denn mehrere Arme zogen hinter dem Friedhofsmäuerchen rudimentäre Nagelbretter hervor. Keine Chance auszuweichen. Alle vier Reifen platzten, und er prallte gegen die große Tür der Genossenschaft.

KAPITEL 27

Sonntag, der 17. August, 6.25 Uhr – Pierrevert

Sie folgten ihm. Als der CX aus der letzten engen Kurve fuhr und auf die Gerade am Friedhof einbog, sahen sie, wie das Auto von P.-J eine Art Luftsprung vollführte und ein Rad verlor, das ein Kautschukfeuerwerk entzündete. Es verkeilte sich im Gebäude der Weinbaugenossenschaft von Pierrevert. Imbert hielt an und stieg aus. Mercurey folgte sofort seinem Beispiel und rückte sein Holster zurecht, das er abgelegt hatte. Die Hitze wurde unerträglich. Schwärme von kleinen Mücken schwirrten im Licht umher, und ein Grollen wie am Flughafen bewölkte den perlgrauen Horizont.

Sie hatten in einer der zahlreichen privaten Zufahrten geparkt, an deren Rand einige Briefkästen aus grauem Metall Wache hielten. Die Zufahrten verzweigten sich später in von Mauern und Gittern geschützte Wege. Tatsächlich sind die Anwesen in den Talmulden inmitten der runden Hügel selbst vom Flugzeug aus kaum zu sehen. Und dazu kommen noch die Pinien, Eichen und Kastanien, die eine hervorragende Tarnung bilden, eine sowohl üppige als auch natürliche. Die beiden Bullen näherten sich vorsichtig der Straßensperre. Imbert hatte den Eindruck, Zuckerwatte zu atmen.

»Mercurey, gib mir noch ’ne Kippe!«

»Ich habe keine mehr, Chef.«

»Das Ende der Welt ist also gekommen.«

* * *

Vor P.-J. erzitterten die hohen Stapel der Weinfässer, bereit

zusammenzubrechen. Als sie sich nicht mehr bewegten, verstand P.-J., dass er es war, der zitterte. Er hatte nicht einmal Zeit zu seufzen, da packte man ihn schon an der Schulter und holte ihn aus dem Auto heraus: »Er ist in Ordnung, der Vandale! Nicht mal ’n Kratzer hat er!«

P.-J. erkannte den ungehobelten Burschen wieder, der donnerstags und samstags den Verkauf des Fassweins der Genossenschaft überwachte. Der war ziemlich unbequem, dieser Vorsteher, genauso wie seine Freunde, alle gerüstet wie für die Wildschweinjagd, mit Gewehr in der Armbeuge und umgehängten vergilbten Patronengurten.

»Da du nun mal hereingekommen bist, kannst du auch dableiben. Immerhin wirst du nicht verdursten.«

Man schubste ihn hinten in das Kellergewölbe, bis zu einem Raum, in dem eine so frische Halbdunkelheit herrschte, dass er erschauerte. Eine alte Weinpresse. Bevor sie die Tür schlossen, präzisierte sein Gelegenheitskerkermeister: »Du bist der Erste, aber nicht der Letzte. Wir sind nicht verrückt, wir wollen nur keine Krankheiten aus der Stadt. Du wirst hier also fünf Tage lang bleiben. Mach dir keine Sorgen, du bekommst Nahrung, und wegen des Weins … Wenn du nach fünf Tagen noch in Form bist, kannst du weiterfahren. Wenn nicht, wirst du hier sterben, der Friedhof ist gegenüber.«

»Warten Sie«, antwortete P.-J., »ich habe eine Villa hier in Pierrevert: Cantagrelle heißt sie. Am Ortsausgang vor der Kreuzung, die zurück nach Saint-Pancrace und Manosque führt.«

»Du erzählst Märchen. Wir kennen dich nicht.«

»Fragen Sie Raymond, den Bürgermeister. Sie können es im Grundbuch überprüfen. Die Villa ist auf den Namen Pasturel eingetragen. Den Namen meiner Frau.«

Der Weinwart zögerte, holte ein halbes Pain de Montagne und eine Flasche Rosé von draußen und legte beides auf die Erde: »Hier, wir prüfen das. Auf alle Fälle ist das kein Grund. Wenn du verpestet bist, stirbst du allein.«

Er zeigte eine Art Lächeln und schloss die schwere Tür. Um sie gleich darauf wieder zu öffnen und zu schließen: »Wir sind keine Diebe!«

Die Brieftasche, die P.-J. zuvor an der Tankstelle auf den Sitz gelegt hatte, fiel vor seine Füße. Geldscheine und Papiere rutschten heraus. Aus dem Chaos an Personalpapieren und Kreditkarten zog er ein Foto in Sepia hervor. Darauf war sein Vater auf dem Patronatsfest in Rognac abgebildet.

Ein Junge von zehn Jahren mit sanften Augen lächelte, während die Besucher um Holzpferde herumgingen. Im Hintergrund hielt eine Seiltänzerin das Gleichgewicht, am Himmel einer Welt, in der P.-J. nicht lebte. Dieser Jahrmarktsengel kam P.-J. immer bekannt vor, so wie ein vorweggenommenes Bild der Gratwanderung, bei der er allein und unsicher vorwärtsrutschte.

Er setzte sich auf den kühlen Boden, gegen die erstaunlich weiche Wand gelehnt, und dachte an dieses Gleichgewicht, das er manchmal verlor, und glitt in den Schlaf.

* * *

»Pass auf, mein Freund! So wird man zum Mörder!«, sagte Imbert zu dem jungen Mann der bewaffneten Gruppe mit den langen, geflochtenen Haaren, der ihn mit einer .22 LR bedrohte.

Der antwortete mit einer Bewegung seiner Waffe in Richtung Mauer der Genossenschaft. Der Rest der Truppe kümmerte sich wieder um seine improvisierten Verhaue. Imbert blieb stehen. Das von der weißen Fassade reflektierte Licht ließ ihn die Augen zusammenkneifen: »Kann ich mein Kartenetui rausnehmen?«

Kopfnicken des Stummen. Imbert zeigte seine Karte vor.

»Du weißt, was das ist, oder? Ein Bullenausweis. Also nimm deine Bazooka runter und sag mir …«

Imbert hatte nicht die Zeit weiterzusprechen. Der andere hatte einen Schritt nach vorn gemacht und drückte ihm seine Büchse in die Leber.

»Achtung, Chef! Die Kerle sind völlig besoffen! Müssen gebechert haben, seitdem sie ihre Miliz aufgestellt haben.«

Der Bauernzopf-Ranger deutete mit dem Kinn ins Innere des genossenschaftlichen Gebäudes.

»Rein da!«

Seine Art zu sprechen gab Mercurey eindeutig recht. Imbert tat so, als würde er gehorchen. Er nahm ein Taschentuch heraus, tupfte sich ab, als er an dem Söldnerimitat vorüberging, stolperte und packte die .22 LR an Lauf und Kolben. Noch bevor irgendjemand hätte reagieren können, würgte er den Milizionär mit seiner eigenen Büchse, mit den Knien in den Nieren. Mercurey hatte den Revolver schon in der Hand. Er nahm die kleine Truppe,

die wahnsinnig genug war, einschreiten zu wollen, zur Überprüfung der Personalien vorübergehend fest.

»Kommen Sie einer nach dem anderen näher und legen Sie Ihre Waffen auf das Mäuerchen. Ich knalle den Ersten ab, der etwas versucht!«

Imbert war bis zum Weinkeller zurückgewichen.

»Und ich drehe euren kleinen Freund hier auf links!«

Die Operation war schnell durchgeführt: Man verspürte nicht mehr so sehr den Drang, Widerstand zu leisten. Mercurey sammelte P.-J.s Kerkermeister ein, der pfeifend zurückkam, mit einer Flasche Rosé in jeder Hand und dem Gewehr am Schulterriemen. Er setzte ihm seinen Revolver in dem Augenblick an die Schläfe, in dem er in die Sonne trat, und stellte dessen Jagdgewehr sicher. Der andere ließ die beiden Flaschen fallen, die zerbarsten.

»Sind alle da?«, fragte Imbert. »Gut!«, fügte er hinzu, ohne eine Antwort abzuwarten. »Hört mir aufmerksam zu: Ihr könnt so viel Cowboy spielen, wie ihr wollt. Das ist mir völlig egal, aber den Typen, den ihr gerade an eure Pinnwand gesteckt habt, den will ich! Verstanden? Ich habe einen Haftbefehl gegen ihn«, log er.

»Wir müssen uns entschuldigen«, sagte der Große. »Wir haben es nur gut gemeint. Natürlich können Sie ihn haben. Sagen Sie, wollen Sie nicht Ihre Waffen wegstecken? Wir sind keine Gangster.«

»Ach nein?«, fragte Mercurey.

Imbert ging in den schattigen Weinkeller. Mitten zwischen den Fässern thronte der demolierte 18 Turbo. Die kleine Truppe folgte ihm, jetzt neugierig.

»Wo ist denn mein Kunde?«, fragte er.

»Da entlang, in der alten Weinpresse, ich zeige es Ihnen.«

»Was für Idioten! Ich habe es schon immer gesagt: Es ist schlecht, Wein zu trinken«, brummte er vor sich hin. »Ein Typ, der erst vor Kurzem zwei Leute abgeknallt hat!«

Daraufhin war der ungehobelte Bursche schlagartig weniger lebendig. Die Freunde fanden Dinge zu tun, ihre Ballermänner durften nicht so lange in der Sonne liegen, die würden ja später noch für die Jagd gebraucht …

Imbert und Mercurey nahmen ihre Waffen heraus: »Scheiße, habt ihr kein Bier in eurem Kackkeller hier?«

»Nein …«

»Ihr Blödmänner! Los, mach die Tür auf!«

An die gegenüberliegende Wand unter dem Dachfenster gelehnt, schaute P.-J. auf, als hätte das Geräusch des Schlosses ihn geweckt.

Der Albtraum endete jedes Mal in dem Moment, in dem P.-J. kopfüber stürzte. Aber er endete nicht wirklich. Es blieb ein kurzer Schwindel, der schnell verschwand. In SEINER Realität hatte der Albtraum einen ganz anderen Ausgang. An jenem besagten Sonntag.

Der Vater hatte Nein gesagt. P.-J., der nicht sehr frech war, hatte nicht darauf bestanden, in den Heißluftballon zu steigen. Und Carbasi auch nicht darauf, ihn mitzunehmen. Er hatte Valérie mitgenommen. Glücklich und verängstigt. Sie war mitgefahren, um sich mit Carbasi und dem für diesen Tag engagierten Fahrer über P.-J. lustig zu machen. Ihrem Vater war es egal. Er hatte sich von neun Uhr am Morgen an mit Pastis volllaufen lassen.

Tatsächlich war P.-J. etwas eifersüchtig auf ihren Mumm, wie er da ihr braunes Puppengesicht mit schlenkernden Armen ruckartig vor sich aufsteigen sah.

»Bis zu den Sternen! Wir fliegen bis zu den Sternen!«, schrie sie und beugte sich mit dem Oberkörper über den Ballonkorb aus geflochtenen Weidenruten.

P.-J. erinnerte sich daran, dass er dachte, ihr Busen entwickelte sich gut und vielversprechend, als er sich unter ihrer weißen Bluse mit der Federstickerei abzeichnete.

Sie öffnete den Mund weit, und P.-J. glaubte, dass ihr plötzlich schlecht wurde. Geschieht ihr recht! Dann schien ihr Körper aus dem Korb zu gleiten, sich von ihm zu lösen, die Beine sahen aus, als würden sie vom Himmel gepackt werden. Valérie überschlug sich zweimal, bevor sie vor P.-J.s Füßen aufklatschte.

An das, was folgte, konnte er sich kaum erinnern. Außer daran, dass er brutal anfing zu zittern und dass anschließend heiße Ameisen sein Herz, seinen Magen fraßen. Er war neben Valérie zusammengesackt, die noch klar war und Schmerzen hatte. Als er wieder zu Bewusstsein kam, glaubte er einen Augenblick lang, sie sei tot, so fixierten ihn ihre Augen, ohne zu blinzeln.

Von ihrem Sturz aus dem Ballon, der noch nicht sehr hoch gestiegen war, erholte sich Valérie. Abgesehen von ihren Beinen. Sie blieb querschnittsgelähmt. Rollstuhl lebenslänglich.

Von dem Tag an, an dem P.-J. verstand, dass der Unfall unumkehrbar war, wusste er, dass er diese Valérie heiraten musste, deren Beine immer

sechzehn Jahre alt sein würden. Er versprach es ihr und hielt sein Versprechen.

P.-J. schaute zu den beiden Typen auf, ein stämmiger in zerknittertem, grauem Anzug und ein jüngerer in Lederjacke. Beide hatten eine Waffe in der Hand.

»Paul-Jacques Sinibaldi alias *Monsieur*, ich nehme Sie fest wegen Mordes und Drogenhandels.«

KAPITEL 28

Sonntag, der 17. August, 9 Uhr – Pierrevert

Sie marschierten über die in Weinberge eingebettete Straße. P.-J. vorneweg, in optimalem Abstand gefolgt von Imbert und Mercurey, sodass er nichts versuchen konnte. Mercurey schleppte die Taschen mit dem Schmuck, die sie im R18 sichergestellt hatten. Der Sturm rollte im Galopp mit heftigen Blitzeinschlägen schwarze Wolken heran. P.-J. trug Handschellen. Sie hatten den CX an der Einfahrt zu einem Privatweg geparkt. Man wollte ja niemanden durch Motorenlärm vorwarnen.

»Keine faulen Tricks, klar?«, warnte Imbert. »Du rufst Madame Sinibaldi, und das war's. Ein einfacher Höflichkeitsbesuch meinerseits. Außerdem denke ich, dass eine kleine Hausdurchsuchung Ergebnisse bringen wird. Du wirst jetzt zur Schlachtbank geführt, mein Lämmchen.«

Sie erreichten ein hohes schmiedeeisernes Gittertor, das in einer sehr dichten Hecke aus dunkelgrünen Lebensbäumen verloren aussah. P.-J. drückte auf den Knopf der Gegensprechanlage: »Valérie, ich bin's, P.-J.«

Imbert und Mercurey verstanden die Antwort nicht, aber der kleine Flügel des Gittertors öffnete sich automatisch. Sie gingen hindurch. Imbert hielt P.-J. zurück, bis hinter ihnen wieder alles an Ort und Stelle war.

»Sie muss am Pool sein«, sagte P.-J., während er sich zu Imbert umdrehte.

Der gab ihm ein Zeichen, dass er vorgehen sollte. Mercurey gewährleistete etwas versetzt eine zweite Absicherung.

Der Park erstaunte durch seine Vegetation: die Steinmispeln, die Feigenbäume, die Trompetenbäume; die farblich gemischten Spindelbäume,

die Japanischen Zierkirschen und die Ahornbäume bedeckten den Boden, überwucherten die breiten, mit bayerischen Platten gepflasterten Alleen, schwollen zu dichten Wäldchen an und ließen das grelle Licht stumpf werden. Jedes Mal dachte P.-J. an den Tag in Jas de Baume, an dem er vor Erregung zitterte.

Nach ein paar Dutzend Metern tauchten eine Treppe und eine schöne Terrasse aus Bruchsteinen im römischen Stil auf, an deren Ende sich die riesige, provenzalische Villa erhob, die duftende Klematis und Geißblatt eingenommen hatten. Rot-weiß gestreifte Markisen schützten die großen Terrassentüren. Ein niedriges Türmchen schloss das L-förmige Gebäude rechts ab, wo ein Schwimmbecken in Lapislazuliblau schillerte. Das Ganze war von außen vollkommen uneinsehbar. Und still.

»Sie haben doch Kinder, nicht wahr?«, fragte Imbert.

P.-J. schaute Imbert an, ohne zu antworten. Mercurey ergriff die Initiative und ging bis zum Becken, das mit einem vorrangig blauen Mosaik aus winzigen Kacheln gefliest war.

Imbert bemerkte die spezielle Bauweise und die Geräte, die erlaubten, das Wasser ebenerdig zu erreichen. Anschließend fiel der Boden sanft ab, mit Halt gebenden Geländern. Mercurey, der vor Schweiß triefte, setzte seine Schmucklast am Ende des Beckens auf dem Rand ab. Fast unter einem Sonnensegel, das eine breite Fenstertür verlängerte, die sich zu einem riesigen verdunkelten Raum hin öffnete. Unter dem Sonnensegel bot eine weiß lackierte Holzlounge ihre Liegestühle an. Ein Sahnecocktail stand auf dem ovalen Tisch und wurde warm. Imbert und Mercurey tauschten einen Blick aus. Absolute Stille.

Sie gingen ins Wohnzimmer hinein, dessen Fensterläden geschlossen waren. P.-J. ging voran und stützte sich auf ein mit Schnitzereien verziertes provenzalisches Büfett aus Nussbaum.

Imbert ging bis zu einem Kamin aus Naturstein aus Rognes. Mercurey machte den Fehler, ihn zu begleiten. Er betrachtete eine Reihe antiker Krippenfiguren in einer Nische, als die Stimme ihn von hinten traf. Ihre Augen hatten noch nicht die Zeit gehabt, sich an die Dunkelheit zu gewöhnen.

»Meine Herren, Sie sollten sich vor allem nicht bewegen. Ich richte ein Gewehr mit abgesägtem Lauf auf Sie. Aus genau drei Metern Entfernung. P.-J., nimm den Revolver aus dem Korb.«

Imbert und Mercurey hoben die Köpfe. Eine Galerie, die sich zum

eckigen Turm hin öffnete, lief um den Raum und bildete eine Bibliothek. Genau über der Terrassentür saß eine blonde Frau kaum sichtbar in einem Rollstuhl und richtete ein kurzes, sehr bedrohliches Gewehr auf sie. Eingeklemmt in der Kaminecke hatten sie keine Chance zu fliehen, ohne getroffen zu werden.

»Madame Sinibaldi, nehme ich an?«, sagte Imbert mit entschiedener Höflichkeit.

»Ganz genau.«

»Madame, es tut mir sehr leid, Ihre Ruhe stören zu müssen, aber ich muss bei Ihnen eine Hausdurchsuchung durchführen. Gegen Ihren Mann wird Anklage erhoben wegen Mordes und Drogenhandels und offensichtlich wegen Diebstahls. Das ist schwerwiegend, ich denke, dass Sie sich dessen bewusst sind?«

Imbert warf Mercurey einen Blick zu. Im selben Augenblick stellte er fest, dass P.-J. jetzt mit beiden Händen eine Smith & Wesson hielt, Kaliber .45.

Mercurey stützte sich mit stechenden Augen auf die Kamineinfassung, mit dem Rücken zu P.-J. Imbert war klar, dass er Zeit gewinnen musste.

»Madame Sinibaldi, ich glaube, dass Sie hier Kinder haben. Sie sollten nicht das Risiko eingehen, sie zu verletzen. Seien Sie vernünftig und lassen Sie uns reden …«

Er machte Anstalten vorwärtszugehen, aber Valéries Stimme stoppte ihn.

»Mein lieber Herr, bleiben Sie, wo Sie sind! Bitte! Meine Kinder sind bei den Appletrees, englischen Nachbarn. Sie haben ein Mädchen von neun Jahren. Paul und Nathalie sind acht und zehn. Sie kommen erst am Abend wieder, nach dem Kuchenessen. Wir haben alle Zeit der Welt.« Im Schatten leuchtete das Kurzgewehr, das unbewegt auf dem hölzernen Geländer auflag. Imbert spürte, dass diese Frau fest entschlossen war. Er verstand aber nicht, wie es sein konnte, dass sie sie erwartet hatte. Außerdem bekam er langsam Angst.

Als hätte Valérie seine Gedanken erraten, präzisierte sie: »Das Eingangsportal ist von Kameras überwacht.«

Und sie deutete mit dem Kopf auf den winzigen Bildschirm, der im Sekretär eingebettet war.

P.-J. hatte seinen Platz verlassen. In der Ecke des Turms hatte er sie ebenfalls in der Schusslinie. Gute Arbeit.

»Madame Sinibaldi, ich habe Ihnen etwas zu erzählen«, warf Imbert ein, um zu sehen, was passierte.

Mercurey schwitzte immer stärker. Seine rechte Hand war hinter seiner Hüfte quasi nicht zu sehen. »Aber ich möchte mich zunächst vorstellen: Hubert Imbert, Polizeikommissar in Aix.«

»Und?«

»Und es tut mir leid, Ihnen mitteilen zu müssen, dass Ihr Mann niemand anderes ist als die Person, die in unseren Akten unter dem Namen *Monsieur* bekannt ist, ein Drogengroßhändler und Zulieferer für einen gewissen Ettore Muginello, der mit dem Vertriebsnetz beauftragt ist und als Tarnung ein Bordell betreibt …«

Mercurey zog. Seine Position zwang ihn, zunächst auf P.-J. zu zielen. Der beobachtete ihn: Die Kugel der .45 und die Ladung aus dem abgesägten Gewehr explodierten gleichzeitig in Mercureys Bauch. Imbert bewegte sich nicht. Er hörte, wie Mercurey fast vor seinen Füßen röchelte. Oben näherten sich die vernickelten Kautschukräder von rechts.

»Monsieur Imbert, ich habe noch eine Patrone. Bevor ich Sie töte, erzähle ich Ihnen noch eine kleine Geschichte … P.-J., willst du unseren Freund beaufsichtigen?«

Imbert schaute Mercurey an, wie er mit dem Tode rang, zusammengekauert auf den gewachsten sechseckigen Bodenplatten aus Ton, bereits bewusstlos.

»Es waren einmal zwei Kinder, die sich liebten. Sie hießen Paul-Jacques und Valérie. Das eine Kind war der Sohn eines Autohausbesitzers, das andere die Tochter eines einfachen Mechanikers. Sie rannten über das Land und badeten nackt in den Flüssen. Und schon bald wussten sie, was mit ihnen geschah. Sie liebten sich. Sie sah, wie sich sein Geschlecht entwickelte, er legte seine Hände auf ihre Brust, versuchte zu spüren, wie ihr Busen wuchs. Alle beide konnten schnell und ausdauernd laufen. Während der Ferien vergingen die Tage in der Garrigue wie im Flug, und sie kamen nicht vor Einbruch der Dunkelheit nach Hause. Ihre Gliedmaßen waren schön und lang, gebräunt und beweglich. Im Autohaus, im Bereich Verkauf, gab es einen Zauberer, der alles zu Gold verwandelte. Er hieß Carbasi, hatte ein strahlendes Lächeln und sanfte Hände. Er verkaufte Autos, verdiente aber jede Menge Geld. Mehr als der Papa von Paul-Jacques, dem König, und als der von Valérie natürlich, denn der war nur der Bauer. Es kam der Tag, an dem die beiden Kinder etwas älter als fünfzehn waren. Ehrlich gesagt, sie

waren gar keine Kinder mehr.«

Valérie unterbrach sich. Sie war mit ihrem Rollstuhl die Galerie entlanggerollt. Sie war fast hinter P.-J. angekommen, da hielt sie an, und ein sehr geschickt installierter elektrischer Lastenaufzug brachte sie behutsam in den Raum hinunter, in ihrem Rollstuhl.

Ein Plaid bedeckte ihre Beine. Der Rest sah super aus. Das Gesicht mit den blassen, fast transparenten Augen und den sinnlichen Zügen unter kurz geschnittenen Haaren war faszinierend. Ihre Bluse aus weißer Seide unterstrich die Perfektion ihres Oberkörpers.

Mit starker Hand richtete sie immer noch ihr Purdey mit abgesägtem Lauf auf Imbert, den die Schweißausbrüche völlig dehydrierten.

Sie fuhr mit ihrer Erzählung fort: »Kurz nach diesem Tag geschah ein großes Wunder. An einem Abend mit brennend heißem Mistral – es war ein Samstag – verspürte Valérie unter P.-J.s Liebkosungen eine unsagbare Unruhe. Sie erlebte außerdem ein Gefühl von Frustration, von Unrecht, als er auf die Erde ejakulierte, die seinen Samen aufnahm.«

Imbert hatte zu zittern begonnen, was er nicht unterdrücken konnte. Er öffnete und schloss nervös den Mund, ohne in der Lage zu sein, Valérie zu unterbrechen.

»Am nächsten Tag, Sonntagmorgen, war es heiß, so heiß wie heute. Valérie und ihr Verlangen träumten, gegen eine blaue Karosserie im Schaufenster des Autohauses gelehnt. Da kam unerwartet der Zauberer Carbasi, der sie hübsch fand und der es ihr sagte, während er mit einer Hand zwischen die Knöpfe ihres Kleides glitt. Es kamen Leute, der Zauberer verschwand. Als Valérie ihm wieder begegnete, am Nachmittag, schlug er ihr vor, sie mit in die Lüfte zu nehmen, ihr das Fliegen beizubringen. Sie sagte Ja. Sobald die Himmelfahrt begonnen hatte, wollte der Zauberer ihren jugendlichen Körper verzaubern. P.-J., unschuldig, hob die Augen zum Korb. Sie fiel.«

Valérie verstummte.

»Hat Ihnen meine kleine Geschichte gefallen, Monsieur Imbert?«

Imbert konnte nicht mehr. Er bat, sich setzen zu dürfen. In Wahrheit befürchtete er, sich einzunässen.

»Der Zauberer Carbasi hatte die Prinzessin in einen Stein verwandelt. Der Zauberer war der Teufel. Trotzdem heiratete P.-J. seine Prinzessin und schenkte ihr zwei Kinder, ohne dass sie jemals diese wohlige innere Feuersglut wiederfand. Also hat die Prinzessin sich gerächt. Carbasi handelte

auch mit Drogen, Morphinbase, Heroin, Kokain … Er und seine Komplizin Odile Rocher verschwanden aus dem Geschäft. Ihr Vorgänger, Monsieur Imbert, hat dazu beigetragen, indem er Verhaftungen vornahm, Todesfälle bescheinigte. Die Prinzessin wachte darüber. Es war alles ihr Werk. Sie trat die Nachfolge an. P.-J. wurde ihr Bauer, ihr Handlanger. Er musste den Drogenhandel organisieren, die Veredelung, die Verpackung, in zahlreichen beweglichen Laboren, den Vertrieb. Manche nannten ihn *Monsieur*. Sagen wir es doch gleich, Kommissar, denn es ist das Ende der Geschichte und ein schnelles Ende für Sie: *Monsieur* ist weder P.-J. noch Muginello, *Monsieur,* das bin ich.«

Dann ging alles sehr schnell. Imbert, verdutzt, plapperte irgendetwas und strich sich mit der Hand nervös durchs Haar. P.-J. sagte lediglich, als würde er einen unangenehmen Bericht erstatten: »Valérie, ich habe Ettore getötet …«

Die überraschte Valérie schaute ihn an, und Imbert versuchte, von ihrer kurzen Unaufmerksamkeit zu profitieren. Aber da er saß, hatte er Schwierigkeiten, sich zu erheben und seinen Revolver zu zücken. Seine Kugel traf P.-J. trotzdem unter dem Auge, so wie Lydie, und die Ladung des Purdey schmetterte ihn gegen den hohen Stuhl, den er im Fallen umwarf.

Es herrschte eine seltsame Stille, belebt durch das nahe Grollen des Donners, der das Herz bis zum Halse schlagen ließ.

Valérie fuhr hinaus in den regengrau verdunkelten Tag, schob mit beiden Händen die vernickelten Räder, das Gewehr auf den Knien. Sie weinte tonlos, aber ihre hängenden Mundwinkel ließen sie wie ein kleines Mädchen aussehen.

Die Taschen am Rand des Schwimmbeckens zogen ihre Aufmerksamkeit auf sich. In dem Augenblick, in dem sie sie öffnete, begann es, heftig zu regnen, wie warme stählerne Nägel, und sie hörte auf der Allee die Kinder, vor Freude kreischend, zurückkehren. Sie ließ die gähnend offen stehenden Taschen fallen, die ihren Inhalt in einem langsamen Fluss entließen. Es regnete jetzt in Strömen.

Ganz unten im Wasser, hinter dem flüssigen Spiegel, glänzten die Steine wie dunkle Augen, von der verhüllten Sonne ausgelöscht.